HEFT 10 OKTOBER 1984 5,- DM C 41143 E

Konkret

10 Jahre Konkret

im Neuen Konkret Verlag: 10 Jahre Streit, Kampf, Renitenz, Kritik, Widerspruch. 10 Jahre Miesmachen und Besserwissen. 10 Jahre lang die größte von keiner Partei abhängige linke Zeitschrift in der Bundesrepublik. Eine gute Nachricht

DER FALL SACHAROW
Strategie einer Kampagne

in konkret Oktober 1984

Verlags-Mitteilungen

an Konkret

Nationale Schmach von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

Ein Herz für Türken von Sabine Rosenbladt

In Duisburg wird ein Haus angesteckt. Sieben Mitglieder einer türkischen Familie verbrennen. Endlich geschieht, was Neonazis seit Jahren ankündigen: Kanaken werden ausgemerzt. Deutschland ist wieder ein Stück deutscher geworden. Aber mit Ausländerfeindlichkeit hat das nun wirklich nichts zu tun...

Wie viele Verrückte gibt es beim »Stern«? von Erich Kuby

Jetzt will man uns glauben machen: die Hitler-Tagebücher beim »Stern« seien nur ein Betriebsunfall des »Stern« gewesen. Richtiger ist: politische Instinktlosigkeit, Geld in Hülle und Fülle und ein mindestens doppeltes Maß von allem an Dummheit ließen die »Stern«-Macher ihre Hitlergeschichte noch weiterkochen, als schon längst erwiesen war, daß überhaupt nichts im Kochtopf war

Gegendarstellung von Georg Noßwitz

Vor einem Jahr, pünktlich zum Beginn des »heißen Herbstes«, füllten die »menschenverachtenden Sowjets« Titelbilder und Schlagzeilen der »freien Presse«. Heute, wo als erwiesen gelten kann, daß US-Strategen den Jumbo bewußt geopfert haben, bleiben die Titelgeschichten aus

Deutsche Gespräche von Horst Tomayer

Horst Tomayer telefonierte als »Franz Xaver Konk« mit dem Hohenzollernprinzen Karl-Anton über die Geschäfte des Prinzen Emanuel Josef von Preußen

Verlegt nach ... und getötet von Dietrich Kuhlbrodt

Hamburg war in der Nazi-Zeit in Fragen der Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik ein Mustergau. Hier wurden mehr Menschen sterilisiert, in Zwangsarbeitslager gesteckt ' deportiert und durch Gas oder Giftspritzen ermordet als in anderen Reichsgebieten. Diesem Themenkomplex widmet sich ein jetzt erscheinender Band des Konkret Literatur Verlages: -»Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg«, herausgegeben von Angelika Ebbinghaus, Heidrun Kaupen-Haas und Karl Heinz Roth. Nachfolgend veröffentlichen wir einen Auszug aus einem der Beiträge

Knete vom Staat von Karl Unger

Die Geschäfte mit den verschiedenen Subventionen in der BRD

100tausendmal illegal von Rolf Gössner, Uwe Herzog

Je geheimer um so gemeiner. Die Polizei hierzulande hat im Laufe des Jahres Observations- und Erfassungspraktiken entwickelt, die sich der öffentlichen Kontrolle fast vollständig entziehen. Selbst die Datenschutzbeauftragten ahnen nur das Ausmaß dieser neuen geheim-polizeilichen Praktiken. Rolf Gössner und Uwe Herzog berichten in ihrem Buch »Im Schatten des Rechts« (Verlag Kiepenheuer & Witsch) von diesen Praktiken und deren Auswirkungen. Wir veröffentlichen einen Auszug aus dem Band, der dieser Tage erscheint

Noble Lichtgestalten von Uwe Klußmann

Tod und stetige Auferstehung des Andrej Sacharow im kalten Krieg der Stars und Streifen

Angeln von Franz Lerchenmüller
Ein Beitrag zum Verfall der Sitten

Der häßliche DeutscheLachschleuder von Otto Köhler
Niedersachsens Ministerpräsident ist einer vom Feinsten: geschult durch Jaspers und die Keksherstellung ist er um Rechtfertigungen seiner miesen Politik nie verlegen

Frauenstaat von Irmtraud Morgner, Harrie Lemmens
So schnell hat Honecker gar nicht absagen können, wie es hierzulande mancher von Beginn an gerne gesehen hätte Die DDR existiert trotzdem. Anfang Oktober schon 35 Jahre. Dieser Staat feiert auch diesen Geburtstag. Die DDR-Schriftstellerin Irmtraud Morgner feiert mit. Distanzierter vielleicht als die Herrenriege im ZK. Harrie Lemmens sprach mit ihr für KONKRET über die DDR

Lücken-List von Christel Dormagen
Eine Geschichte zum Einstand:

Heimspiel in Afrika von Wolfgang Fritz
Nach über 500 Konzerten in Europa fand SARABA, eine siebenköpfige Band aus fünf Ländern (Gambia, Senegal, Guinea-Bissau, Jamaica, USA und Gastmusiker aus der BRD), nun sei die Rückkehr der glorreichen Sieben fällig. SARABA verschmilzt Musik der Wolof und Mandingo aus Senegal und Gambia mit Funk, Reggae, Salsa, Soca und Calypso. Wolfgang Fritz, der seit Jahren mit der Band zusammenarbeitet und zur Zeit Mitorganisator eines Riesenspektakels zeitgenössischer afrikanischer Kultur im November in Hamburg ist, hat der Textverarbeitung Povl von der Reise erzählt

Telefonfarbenes Stimmengewirr von Eila Immer
Unterhalb des Flusses offizieller Kultursprache vernehmen wir das Gemurmel um kleine Verlage. Hier herausgegriffen und verstärkt das um den Anton W. Weber-Verlag. Eila Immer besorgte den Textzusammenschnitt. Sie hat die Geschichte.

Spätlese leicht überfroren von Christel Dormagen
Ich rufe die Freundinnen an. Sie finden, eine Buchmesse kommt immer zu schnell. Jetzt ist schon wieder dieses Jahr! Sie haben noch nicht einmal gelesen, was vorher kam. Dabei hatten sie wohl Lust.

Sehschlacht am Lido von Boris Cornelius
Notizen zur Biennale in Venedig

Backseat Pleasures von Martin Kilian
Eine Erfindung, die Geschwindigkeit und Bilderträume, zwei amerikanische Herzensmythen, kurzschloß: das Auto-Kino. Von seinem Aufstieg und Fall erzählt Martin Kilian

Bruno Bruni: Per la pace for peace

Notizen»Bratislavisches Spiccato« von Harry Mathews

NotizenBewege deinen Hintern, und dein Kopf wird folgen!!! von Laufis Disco-Service
Hier und demnächst gerne wieder Empfehlungen und Tips von einem herrschenden musikalischen Geschmack unseres Landes

John Cage - gegen die Macht der Erinnerung von Birger Ollrogge
Die Musik des amerikanischen Komponisten John Cage hat ein halbes Jahrhundert neuer Musik geprägt. Jüngst nahm der inzwischen 72jährige auf den Berliner Festwochen an der Aufführung eines eigenen Werkes teil, zusammen mit dem Choreographen Merce Cunningham, seinem fast lebenslangen Freund. Birger

Ollrogge untersucht das Werk von Cage auf seine theoretischen Grundlagen

BücherDer Vogelsberg-Plan von Helmut Höge

Agentur Standard Text: Vogelsberg. Endlosroman, Rotbuch-Verlag 1984, 320 Seiten, DM 20,00

Kiosk für Reisende von Peter Gente

Zeitschriftenschau

BücherKatastrophen-Heil von Eberhard Hübner

Hans-Jürgen Heinrichs: Die katastrophale Moderne. Endzeitstimmung, Aussteigen, Ethnologie, Alltagsmagie, Qumran-Verlag, Frankfurt und Paris, 1984, 157 Seiten, 18 DM

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 10/84, S. 3

Verlags-Mitteilungen

1 . Oktober 1974 - das erste KONKRET-Heft aus dem Neuen Konkret Verlag (nachdem der alte, Röhlsche Verlag 1973 in Konkurs gegangen war). Ein paar Zitate daraus:

»Natürlich sind die Verfechter des neuen Konservatismus keineswegs alle Faschisten. Viele von ihnen, möglicherweise die meisten, sind einfach Bürgerliche mit einem Schuß Liberalismus von der feinsinnigen Sorte. Sie kehren derzeit, wie zu erwarten stand, von ihrem Apo-Trip dorthin zurück, wo sie traditionell hingehören - mit jenem leisen Schauer über das Abgründige in sich selbst, wie er Pfarrer nach dem Besuch eines Bordells überfallen mag« (Alexander v. Hoffmann).

»Die sauberste Weste haben die Leute, denen die Waschmittel-Fabriken gehören. Wer das nicht sehen will, wird immer wieder auf die Seife steigen« (Peter Neuhauser).

»Fünfundzwanzig Jahre Grundgesetz: Das sind fünfundzwanzig Jahre, in denen die Erkenntnis der ersten Stunde nach der Befreiung vom Nationalsozialismus nicht realisiert worden ist. Eine Erkenntnis, die da lautet: Erst dann ist der Faschismus endgültig überwunden, wenn die kapitalistische Gesellschaftsordnung, auf deren Fundament er sich entfaltete, überwunden worden ist« (Walter Jens).

»Alle ultralinken Gruppen - ob die anarchisch-spontanoiden oder weite Kreise der Jungsozialisten, die Antirevisionisten nämlich, und auch die dogmatisierten Maoisten - sie alle betreiben eine Politik, die in dieser oder jener Form die spontane und physisch gewaltsame Phase der Apo in einer Situation wachhält, die die Anwendung solcher Mittel überhaupt nicht erlaubt« (Wolfgang Abendroth).

Dagegen sehen einige allerneueste Denker ganz schön alt aus.

2. KONKRET auf der Frankfurter Buchmesse, Halle 5. 1, Stand A103/105, vom 3. bis 8. Oktober. Dort stellt auch der KONKRET LITERATUR VERLAG drei Neuerscheinungen vor.

Dieter Eich/Carlos Rincon: La Contra - Der Krieg gegen Nicaragua. In Gesprächen mit den Autoren erzählen gefangengenommene Contra-Militärs, Saboteure, Geheimdienstler und zwangsrekrutierte Bauern vom Aufstieg einer kriminellen Vereinigung zur Terrorarmee.

Angelika Ebbinghaus/Heidrun Kaupen-Haas/Karl Heinz Roth: Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg - Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik im Dritten Reich. Das Buch widerlegt die Lüge von den feinen Hanseaten, bei denen die Nazis nicht hätten landen können (siehe auch den Vorabdruck auf Seite 32).

Horst Tomayer. Deutsche Gespräche. Über die unglaublichen und doch echten Telefongespräche mit deutschen Würdenträgern schreibt im Vorwort der Kabarettist Dieter Hildebrandt: »Das Beglückende an diesem Buch scheint mir die Gewißheit zu sein, daß Tomayer seine Gesprächspartner zu deren eigenem Triumph geführt hat, also im sokratischen Sinne zur sie selbst fördernden persönlichen Bankrotterklärung. Tomayer hat sich um die Bundesrepublik verdient gemacht.«

3. KONKRETs Kultur-Rotation, dritte Folge: Nach Wolfgang Pohrt (kritische Theorie) und Hermann Peter Piwitt (Nationalkommunist) nun Christel Dormagen. Wer und was ist sie?

Sie *war* vier Jahre Lehrerin, sie *war* drei Jahre Redakteurin bei der Frauenzeitschrift »Courage«, sie ist jetzt für vier Monate Autoren-Redakteurin bei KONKRET. Für die Zeitschrift und die Sonderhefte hat sie schon seit 1980 geschrieben.

Konkret 10/84, S. 5

an Konkret

Schönheitsfehler

KONKRET 9/1984: »Honeymoon in Germany?« von Hermann L. Gremliza

Das Gedächtnis der Menschen ist bekanntlich schwach. Die Teilung Deutschlands ist das Ergebnis des Zweiten Weltkrieges, wo alle Nachbarn Deutschlands für die Zerstückelung waren. Dabei waren es sogar in erster Linie die Westmächte, die die Spaltung Deutschlands systematisch herbeiführten, weil sie insbesondere für die Erreichung der politischen und militärischen Ziele der USA gegenüber der Sowjetunion eine unbedingte Notwendigkeit war, während die Russen bei einer Fortsetzung der alliierten Kontrollratspolitik unter Aufrechterhaltung der deutschen Einheit Möglichkeiten gehabt hätten, ihren Einfluß weiter nach Westen auszudehnen - diese und viele andere simple Tatsachen sind fast spurlos aus dem Bewußtsein getilgt. Der einzige Weg, der zur Wiedererlangung der deutschen Einheit führen könnte, ist die friedliche Annäherung, die aber auch die gegenseitige gleichberechtigte Anerkennung voraussetzt. Nachdem aber ein Teil unserer Politiker, deren alte politische Vergangenheit noch mit Schönheitsfehlern behaftet ist, und die auch immer wieder bei jeder passenden Gelegenheit den anderen deutschen Staat für illegal bezeichneten, wird aus dem »Honeymoon in Germany« nichts werden.

MARIA HUTH

WÜRZBURG

Neue Qualität

KONKRET 9/84: »Laßt die Raketen los« von Jürgen Reents

Jürgen Reents übersieht Wichtiges:

Daß die jüngsten WEU-Beschlüsse vom Juni dieses Jahres nur von begrenzter militärischer Bedeutung seien, wie Jürgen Reents schreibt, der hat wie Reents eben nur die offizielle Pressemitteilung des WEU-Generalsekretariats zur Kenntnis genommen und kann entsprechend nur die Implikationen des einen dort mitgeteilten Beschlusses analysieren.

Viel bedeutsamer und - aus gutem Grund? - in dieser Pressemitteilung nicht erwähnt wird, daß der von Reents erwähnte Vorschlag Mitterands einer europäischen militärischen Raumstation in die Empfehlung Nr. 410 über die militärische Nutzung des Weltraums Eingang gefunden hat, in der festgestellt wird, daß auch Europa auf dem Gebiet der Weltraumrüstung aktiv werden müsse, um nicht denselben Machtunterschied wie zwischen Kernwaffen- und Nichtkernwaffenstaaten entstehen zu lassen.

Damit, und dies ist das wesentliche Ergebnis dieser Tagung, wird eine Qualität in der europäischen (Auf-)Rüstung erreicht, ein Stück weiter an der Rüstungsspirale gedreht. Dann noch wie Reents von der »psychologischen Waffe der 'Europäisierung der Sicherheitspolitik'« zu sprechen, stellt eine Verharmlosung dar, die ganz im Sinne der Rüstungsplaner sein dürfte.

RAIMUND HARNDT

BERLIN

Zweierlei Maß

KONKRET 9/1984: »So paßt eins zum andern« von Peggy Parnass

Es kann nicht oft genug angeprangert werden: Die bundesdeutsche Justiz mißt angeklagte Rechts- und Linksextremisten mit zweierlei Maß. Linksextremisten bekommen oft'»lebenslänglich«; Peter-Jürgen Boock wurde am 7. Mai 1984 in Stammheim sogar zu dreimal lebenslänglich und zusätzlich 15 Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. Nicht so Rechtsextremisten. Das zeigen die von Peggy Parnass zusammengetragenen Beispiele erschreckend deutlich. Seltsamer »Rechtsstaat«!

Erinnert sei in diesem Zusammenhang an einige der 1981 veröffentlichten Ergebnisse einer im Auftrag der Bundesregierung durchgeführten Studie des Heidelberger Sinus-Instituts über »Rechtsextreme politische Einstellungen in der Bundesrepublik Deutschland«. Befund 1: 13 Prozent der wahlberechtigten Bundesdeutschen haben ein »ideologisch geschlossenes, rechtsextremes Weltbild«. Befund 2: sechs Prozent der wahlberechtigten Bundesdeutschen sympathisieren mit rechtsextremen Gewalttätern. Befund 3 (besonders alarmierend): 37 Prozent der wahlberechtigten Bundesdeutschen sind latent teilweise rechtsextrem eingestellt. Mindestens Befund 3 dürfte auch auf viele bundesdeutsche Richter treffen.

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

Wenn - selten genug - andere Blätter oder Magazine hin und wieder eher angepaßt auf einzelne Geschwüre dieser alltäglichen Krankheit Rechtsradikalität hinweisen, so ist hier in Ihrem Beitrag im besten Sinne KONKRET gelungen, die schwärenden Metastasen in ihrer alle Landesgrenzen überbordenden Komplexität darzustellen.

Und das in einer unterkühlten präzisen Sprache, die aus der Authentizität zu kommen scheint und jedes Wenn und Aber ausschließt.

Dafür hätte ich Ihrem Blatt und der Autorin gerne Millionenauflage gewünscht. Vielen Dank!

ALFRED EINFELDT

HAMBURG

Dokument

KONKRET 9/84: »Nachrichten: Personenkult«

Das »Dokument über den Zustand des Landes Baden-Württemberg in der Bundesrepublik Deutschland im Sommer des Jahres 1984« ist ein Dokument Eurer Einfalt und Eurer Scheuklappen, um nicht zu sagen Eurer Vorurteile.

Wer auch immer Euch dieses »Dokument« zugesandt haben mag (vielleicht, und dann wärs ein Treppenwitz, wars die »Schulintern«-Redaktion selbst) - darauf hättet ihr nicht hereinfallen dürfen!

Sicher, so unwahrscheinlich ist die Sache mit den »Ministerporträts zum Bestellen« letztlich nicht. Aber so weit ist es mit Baden-Württemberg nun trotzdem nicht gekommen.

Besonders ärgerlich finde ich Euren Kommentar. Denn - wenns so wäre, wie Ihrs seht - den Zustand eines ganzen Bundeslandes könnte eine solche »Personenkult«-Aktion deswegen poch lange nicht aufzeigen. Ihr sitzt anscheinend doch etwas zu weit weg. Und Ihr habt es Euch diesmal zu leicht gemacht.

Ich kann mir jetzt schon lebhaft vorstellen, wie man sich über Euch in der nächsten Ausgabe der »Schulintern« schenkelklatschend lustig macht. Das tut weh.

Ihr seid auf einen »Bauerntrick« hereingefallen. Schade drum! An diesem Beispiel - dem »Bestellbogen« und Eurer Reaktion darauf - werden manche Leute wieder eine ganze Menge höhnisch-überlegen zu beweisen versuchen.

Deshalb. schwach, schlimm und traurig, was Ihr da fabriziert habt!

HERBERT JAISLE

REMSHALDEN-BUOCH

Armer Mayer-Vorfelder! Nun ist sein Ministerium auch schon von Leuten unterwandert, die im roten Hessen die sozialistische Einheitsschule genossen haben. Wie anders ist es zu erklären, daß er seine Konterfeis nicht auf vielfachen Wunsch anpreisen läßt, sondern auf vielfältigen. Wer den Unterschied zwischen vielfach und vielfältig nicht kennt, weiß eben auch nicht zwischen einfach und einfältig zu unterscheiden.

DIETER LUDWIG

LORSCH

Vetter Dagobert

Nachdem Ronald Duck seine Panzerknacker unter Kater Carlo losgeschickt hat, um in Grenada Platz für den Aufbau eines neuen Goldspeichers seines Vetters Dagobert zu schaffen und die vorbereitenden Arbeiten abgeschlossen sind, läßt er jetzt von seinen freundlichen Verwandten in alle Welt verkünden, daß die Schreckensherrschaft der Faulpelze vorbei ist.

Es lebe der weltweite Postdienst.

Die Briefmarkenkollektion ist dem »Postmagazin - Zeitschrift der Deutschen Bundespost« (Heft 3/84) entnommen.

WOLFGANG WIDERA

HAMBURG

Nichts Neues

KONKRET 9/84: »Beuys - der alte Hut« von Hans Platschek

Nichts Neues zur Kritik um die Person Joseph Beuys. Im Gegenteil: Hans Platschek greift mit seiner Polemik nur das allzu bekannte volkstümliche Vorurteil gegenüber zeitgenössischen Künstlern auf, die trotz alledem ihre Position zu behaupten wissen. Dann, sicher sind Kunst und Kultur Herrschaftsinstrumente, aber ein echter 68er hat auch gelernt, daß sie eben erst zu solchen gemacht worden sind.

Hans Platscheks Beuys-Kritik zeigt sehr deutlich, warum das immer noch so ist.

REINHOLD SCHNEIDER

IMMENSTAAD

Schön finde ich es, daß Sie ihn jetzt als Opportunisten bezeichnen, den Hl. Joseph. Oder waren es Ihre Redakteure, die die Überschrift bauten? Wieso müssen Sie sich (oder KONKRET) dieses Sympathie-Eckchen offenhalten mit dem »liebenswerten« Zusatz?

Ich bleibe bei meinem Vergleich mit Breker: Wir leben nicht mehr in einer Diktatur mit Kulturkammer, dafür haben wir ein Feuilleton und Museumsleute, die nicht selbst denken, sondern »nur« informiert sind. Im Zweifel ist mir Breker sogar lieber, weil seine Anfänge tatsächlich sehr begabt sind, während Beuys bei Mataré und im beginnenden Nachkriegsmodernismus nur eine sehr »dünne« Leistung abgeliefert hat.

Wenn schon »des Kaisers neue Kleider« dann schon lieber André Heller und Gaukler vom Schlage Fellinis: das ist sicher amüsant und vielleicht auch »liebenswert«. Meine Sympathie gehört den beiden Gärtnern, die das Gelände mit Feldblumen bepflanzen und denen, die die Gift-Fabrik tatsächlich zumachen und nicht sie bloß »einpacken« wollen, um selbst als »Trittbrettfahrer« in den Mittelpunkt zu kommen.

P.S. Der Vergleich mit van Gogh bleibt unanständig: wo anders fand sich sein Name in der Zeitung gedruckt als im Polizeibericht, welche Professur hätte er verspielt oder auf welcher documenta hätten seine Bilder gehangen?

KLAUS MÄRTENS

BERLIN

Ärgernis

KONKRET 9/84: »Kein Brot für die Welt« von Wolfgang Pohrt

Wenn sich von Ditfurths provozierende These nicht in Wolfgang Pohrts Weltbild integrieren läßt, dann wäre es zu begrüßen, wenn er sie intelligent, sachkundig und engagiert »auseinandernehmen« würde. Ein Ärgernis ist es, wenn er stattdessen in »Bild«-Zeitungsmanier die Person des Autors mit bösartigen Unterstellungen und mutwilligen Fehlinterpretationen angreift. Es ist z.B. bösartig, einem engagierten Atomrüstungs-Gegner zu unterstellen, »(er) trauert... dem geschwundenen Glauben an rasche und nachhaltige Dezimierung der Weltbevölkerung durch herunterhagelnde Mehrfachsprengköpfe nach«, und es ist z.B. eine mutwillige und geschmacklose Fehlinterpretation, dem engagierten Humanisten eine »Schwäche für Euthanasie« vorzuwerfen. Dumm-dreist ist diese Methode der persönlichen Diffamierung, weil der Ditfurth- Text (»Spiegel« Nr. 33 vom 13.08.84) den KONKRET-Lesern ebenso zugänglich ist wie die den Kontext seiner These stützenden Bücher des Autors und die Fehlinterpretationen somit leicht überprüfbar sind.

Ich denke, auch in der 120. KONKRET-Ausgabe sollte die rational formulierte Kritik nicht durch den Schaum vor dem Mund des Kritikers ersetzt werden.

P.S. Zu meiner Parteilichkeit: Ich lektoriere seit zwölf Jahren die Bücher von Ditfurths und bin seit einiger Zeit sein Verleger. KONKRET lese ich, seit es KONKRET gibt.

HANS-HELMUT RÖHRING

HAMBURG

Natürlich gibt ein so provokanter Artikel wie der von Hoimar von Ditfurth im SPIEGEL Nr. 33/84 genügend Anlaß zu berechtigter Kritik. Ich hätte auch nichts gegen einen gründlichen Verriß gehabt nach allen Regeln journalistischer Kunst, d.h. sachlich, fair und wenn's geht - mit besseren Lösungsvorschlägen.

Das extreme Gegenteil aber und noch schlimmer war das, was Wolfgang Pohrt in KONKRET Nr. 9/84 unter dem Titel »Kein Brot für die Welt« absondern durfte. Das war nicht nur dümmlich-gehässig und oberflächlich (z.B. die Vergleiche mit der Boenisch-Visage und dem Adenauer-Geschwafel), sondern in den persönlich-diffamierenden Unterstellungen so niederträchtig und schamlos, daß es weiterer Kommentierung nicht wert ist.

Ich lese KONKRET seit den Tagen, als Ulrike Meinhof noch ihre Kolumnen schrieb, und ich würde mein Abo wirklich nur sehr ungern kündigen. Ich hoffe daher auf Ihre Zustimmung, daß solch obszöne Schreibe nicht in ein linkes Blatt gehört.

HANS SUERBIER

NORDEN

Die Hoffnung, drei Monate Kulturredaktion hätten Herrn Pohrt selbst für die streitfreudige KONKRET als Hanswurst enttarnt, erweist sich leider als unbegründet. Stattdessen darf er, nachdem er seine eigene intellektuelle Unfruchtbarkeit in den rätselhaften 'Amerika'-/ 'Feminismus'-Artikeln deutlich dargestellt hat, wieder um so polemischer andere anbellen.

Ich will diesen Scheiß nicht mehr lesen, der nur davon lebt, daß (1) entstellende Zitate (2) durch völlig herbeigeholte Attribute bzw. Verben veralbert werden (jammert, trauert er ...), (3) in mehr oder weniger rätselhafte künstliche Zusammenhänge gestellt werden (Benjamin) und (4) die immer noch dünne Brühe durch Schläge unter die Gürtellinie den 'Reiz' bekommt, der Herrn Gremliza bewegt, sie auch noch drucken zu lassen. Es ist empörend, wie so ein Knalldepp ein Thema auf sein unappetitliches Niveau herabziehen darf, das nun wirklich ernsthafter Gedanken wert ist.

JOACHIM BARTHOLOMAE

BIELEFELD

Herr Pohrt, ist Ihnen nicht klar, daß Überbevölkerung den Führungseliten in den Industrieländern und damit auch in der 3. Welt massive Unterdrückungsmechanismen liefert?

Ansonsten kann ich mir Ihre Hetz-Tiraden gegen H.v. Dithfurt nicht erklären.

Bevölkerungsexplosion ist ein wichtiger Indikator für Unterentwicklung, denn sie verhindert u.a. sinnvollen politischen, sozialen und ökonomischen Fortschritt.

Sicherlich ist Familienplanung nicht das Nonplusultra für die Beseitigung der Unterentwicklung, aber sie ist doch ein wesentlicher Faktor für ihre Bekämpfung.

H.v. Dithfurts These ist objektiv gesehen unbestreitbar, obwohl sie ein wenig arg sozialdarwinistisch anmutet. Nichtsdestotrotz ist Familienplanung aus den obengenannten Gründen hilfreich.

Ihre Ablehnung der Großmächte auf der Weltbevölkerungskonferenz läßt dieses stark vermuten. Mir scheint es ein wenig dreist, Ditfurths These nur aufgrund seiner Popularität anzugreifen. Ein wenig Sachlichkeit bitte!

OLIVER SIEG

HOISDORF

Konkret 10/84, S. 8

Hermann L. Gremliza

Nationale Schmach

Es hat nicht viel gefehlt, dann wäre Kanzler Kohl vor das Expeditionskorps der GSG 9 getreten und hätte ihm zugerufen: Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht; ihr sollt dreinschlagen, daß es in tausend Jahren kein Italiener mehr wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen. Gefehlt hat die Kleinigkeit, die einer dieser Tomatenbauern uns auf ewig vorenthalten sehen will: ein vereintes Reich aller Deutschen, das schönste, größte und stärkste aller Zeiten.

Über den Tonfall, den die Welt aus der Zeit des Boxeraufstands und der Palästinareise Wilhelms des Zweiten kennt, verfügen wir schon wieder: Dem deutschen Volk ist »schwere Kränkung« widerfahren, »grobe Diffamierung«, »flagrante Verletzung seiner Grundrechte.« »Warum verrät uns Andreotti?«, fragt die »Bild«Zeitung neben einem Kommentar des Bundesaußenministers.

Was verrät uns Andreotti? Daß politischer Grips, Augenmaß, Gefühl für Dimensionen und Risiken bei süd- und westeuropäischen Bourgeois eher zu finden sind als bei ihren deutschen Klassenkameraden - und nicht nur bei denen. Eine Neugründung des Staatswesens, das von 1871 bis 1945 existiert und in diesen wenigen Jahren mehr Menschen ums Leben gebracht hat als andere in einer Jahrhunderte längeren Geschichte, darf, soll und wird es nicht geben. Punkt.

Dies Axiom italienischer, französischer und britischer Nachkriegspolitik hat schon Kanzler Adenauer gekannt (und schweigend gebilligt). Zur Zeit der Kiesinger/Brandt-Koalition wurde es politisch wahrgenommen, von der sozialliberalen Ostpolitik schließlich respektiert. Verträge mit der Sowjetunion und der Volksrepublik Polen, die staats-rechtliche Anerkennung der DDR und der Austausch von Botschaftern zeigten die Bonner Politik auf der Höhe der westeuropäischen Zeit. Daß die Botschafter »ständige Vertreter« hießen, die Vertriebenen ihren Ringelpietz veranstalteten und zum 17. Juni gegeigt wurde, galt als Konzession an Restgruppen, die bald biologischer Ausdünnung erliegen würden. Wer damals die Bechers, Czajas und Hupkas noch ernst nahm, wurde in der gebildeten politischen Diskussion nicht mehr ernstgenommen. Die »nationale Frage« wurde allgemein als übelriechend, reaktionär empfunden.

Das änderte sich Mitte der siebziger Jahre, als einige Hinterbliebene der Studentenbewegung nach neuen Themen Ausschau hielten. Das Problem der »nationalen Identität« rückte ins Dritte Programm auf - nicht mit Barzel und Hupka zunächst, sondern mit Dutschke, Havemann und Peter Brandt. Die »europäische Lösung der deutschen Frage«, mit der doch nur die Berufsflüchtlinge hatten ruhiggestellt werden sollen (denn daß da »europäisch« so wenig zu lösen sein würde wie »deutsch«, war den Autoren dieser Formel immer bewußt), avancierte zur »blockübergreifenden Lösung«, die »Überwindung der deutschen Teilung« zur »Oberwindung der Blocklogik«. »Wie wir Deutschen unsere nationale Frage dann lösen werden, muß man schon uns selbst überlassen«, schrieben P. Brandt und Havemann, unterstützt von Albertz, Amery, Bastian, Beuys, Biermann bis Walser, Zahl, Zwerenz, 1981 an Leonid Breshnew.

Wohin das führen und wo das enden würde, ist an dieser Stelle bis zum Überdruß vorhergesagt worden. Wenn erst die Linke (nämlich das Spektrum von der westberliner Mauerspringer-Intelligenz bis zu dem kritisch-nachdenklichen DDR-Freund Günter Gaus) das deutsche Nationale aus den staubigen Ecken der Reaktion befreit hätte, könne es in den politischen Kanon derer zurückkehren, die hier das Sagen (und nicht nur das Schwätzen) haben.

Genauso ist es gekommen. Jetzt regiert Kohl, die »nationale Frage« ist wieder »offen«, die Grenzen werden nur vorläufig respektiert, es gibt in Polen und der CSSR wieder »deutsche Minderheiten«, der Kanzler spricht beim »Tag der Heimat« und zwar so: »Heimat ist der Ort oder das Land, wo man geboren und aufgewachsen ist. Dazu gehört die Bindung an Werte und die urtümlichen Lebensformen (*auf den Bäumen?)* unserer Heimat. Heimat ist hergeleitet vom Wort Heim, von Haus und Hof, von Erbe und Eigen. Heimat gibt Antworten auf die Fragen: Wer bin ich, woher komme ich, wie wurde ich zu dem, der ich bin?«

Gut, das ist einerseits Blödsinn, aber andererseits war die Blut und Boden-Ideologie das auch, ohne daß darüber viel und lange gelacht werden durfte. Und könnte Kohl so ungeniert sich im Wortschatz des Reichsnährstandes suhlen, wenn die grüne Intelligenz sich und ihre Anhänger nicht zuvor gründlich entwaffnet hätte? Wenn nicht, beispielsweise, eine dieser modischen Knallchargen (Bott, der Name) ein paar Jahre zuvor unter dem Beifall der bekannten Unterschriftsteller in 45 Fernsehminuten und auf genausovielen Seiten von »Asthmatik und Konversation« verkündet hätte, die heutige, moderne Linke sei »nicht mehr internationalistisch«, sondern »regionalistisch«?

Dabei ist der doofe Kohl schlauer als seine »linken« Vorarbeiter: Er weiß, daß Andreotti nur gesagt hat, was alle, die als Opfer aus der deutschen Geschichte gelernt haben, denken. Die »Frankfurter Allgemeine« kennt ihren Kanzler: »Kohl träumt von der deutschen Wiedervereinigung gewiß so wenig wie Adenauer oder Helmut Schmidt.« Sogar die »europäische Lösung« hält er vermutlich für den Schmarren, der sie ist.

Warum dann die »neo-wilhelminische Eleganz« (»Süddeutsche Zeitung«) in der Reaktion auf Andreotti? Wozu das Weihespiel von der beleidigten Nation, der gekränkten, verratenen?

Die Antwort ist beschämend alt und langweilig: Wer der Mehrheit, den Lohn- und Unterstützungsabhängigen nichts zu ‚bieten hat als »Entreicherung« zugunsten des großen Kapitals, wer sogar die Almosen für die Behinderten in die Taschen von Aktionären stopft, muß das Wählervolk mit Appellen an gemeinsame Gefühle zusammenhalten. »Ich kenne nur noch Deutsche« - halb Europa massakrierende oder brüderlich in sich hineinweinende, rotzend und trotzend: Nie wieder Rimini!

Wäre es nur das. Doch selbst die hehrste, die nationale Gefühlsaufwallung bedarf, wenn sie dauern soll, und das muß sie bei demnächst 3 Millionen Arbeitslosen, irgendwelcher »Erfolge«. Früher (und manchmal auch heute) wurden zu diesem Zweck Kolonialkriege geführt. Leider sind unsere Malwinen, das Memelland, nicht bloß mit ein paar konventionellen Exozet-Raketen bestückt. Sie werden ihren Krieg schon daheim führen müssen.

Der Gegner? Das hättet ihr nicht gedacht: »Das CDU-Präsidium übte zugleich Kritik an führenden deutschen Sozialdemokraten, die die Äußerungen Andreottis begrüßt und sich damit in eine Front mit den sowjetischen Angriffen auf die Deutschlandpolitik der Bundesregierung begeben hätten. « Es kann nicht mehr lange dauern, bis in Berufsverbot-Verhören gefragt wird: Sind Sie allzeit bereit, die verfassungswidrigen Bestrebungen des italienischen Außenministers als nationale Schmach zu verstehen? Oder kürzer: Lieben Sie Hupka?

Konkret 10/84, S. 10

Nachrichten

Sondertransporte

In ihrem Pressedienst teilt die Deutsche Bundesbahn mit Freude mit, daß ein westdeutscher Verlag weitere Nachdrucke von »Fahrplänen aus der Vergangenheit« aufgelegt habe. »Denn Kursbücher gehören nicht nur zur Bahn wie Züge und Bahnhöfe, aus Kursbüchern vermag der Kundige auch eine Fülle von Informationen zu entnehmen, die sonst nur schwer oder gar nicht mehr zu finden sind.« Der Nachdruck des Deutschen Kursbuches vom 1. Dezember 1939 kostet 79 Mark. Mit allen Verbindungen. Ostwärts.

Bestechend

Jene Frankfurter Zeitung, die ihre Leser als klug ausgibt, erweist sich täglich aufs Neue als dumm-dreist-komisch. Ausgabe vom 5. September in einem Kommentar zu den Bausoldaten in der DDR: »Im Unterschied zum Westen Deutschlands, in dem jeder ohne Furcht vor Nachteilen nein zum Militärdienst sagen kann, bleibt in der DDR ein ganzer Fächer von Risiken. Wer da den Wehrdienst verweigert, weiß, was er auf sich nimmt.«

Gerücht

Zwar trifft es zu, daß sich der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) für den Erhalt der Bauten des einstigen Westwalls einsetzt, weil die Bunker und Stollen den Charakter von »Öko-Nischen« angenommen hätten, aber es entspricht nicht der Wahrheit, daß sich BUND auch für den Erhalt der zahllosen Kriegerdenkmäler in diesem Lande einsetzt, weil sich an ihnen so besonders markant der äußerst natürliche Taubenschiß abzeichne.

Ende der Durchsage

»Nationale Sozialisten sind auf dem Vormarsch« - mit Marschmusik unterlegt, tönte so noch vor wenigen Wochen der Ludwigshafener Neonazi Ernst Tag auf einem telefonischen Ansagetext. Die Polizei hat die Ansagen nun unterbunden, indem sie das Gerät einzog.

Während der vier Jahre, in denen der Ansagedienst in Betrieb gewesen war, hatte Tag Ausländer, den DGB, das »Weltgaunertum« und nach alter Väter Sitte die Juden mit neonazistischen Hetzparolen bedacht. Dies brachte ihm über 60 Strafanzeigen und zwei Verurteilungen wegen Volksverhetzung und Aufstachelung zum Rassenhaß ein. Bei der zuständigen Staatsanwaltschaft Frankenthal stieß Tag auf Toleranz. Der leitende Oberstaatsanwalt Dürk im Originalton: »Der Gehalt einer Demokratie zeigt sich auch darin, wie frei der einzelne seine Meinung äußern kann.« Nach der jüngsten Verurteilung (200 DM Geldstrafe und zehn Monate auf Bewährung) machte die Polizei im Rahmen des Polizeiverwaltungsgesetzes kurzen Prozeß und zog das Corpus Delicti ein. Ernst Tag hat gegen diese Maßnahme Widerspruch eingelegt. Das Verwaltungsgericht Frankenthal muß nun entscheiden, ob die Polizeiaktion rechtens War.

Bildungsbullen

Die Polizei in der BRD wird langfristig immer klüger. Hauptschüler, die in Hessen Polizeibeamte werden sollen, haben vorerst keine Chance. Nach Angaben der hessischen Polizeischule in Wiesbaden gibt es mittlerweile ausreichend Bewerber mit Realschulabschluß und Abitur. Doch das sind nicht allein hessische Verhältnisse: in Hamburg waren in diesem Jahr unter 1.000 Bewerbern 40 Hauptschüler. Keiner von ihnen wurde berücksichtigt. In Bremen war 1983 nur ein Hauptschüler unter 61 eingestellten Anwärtern, in Nordrhein-Westfalen waren unter 318 Neueinstellungen sieben Hauptschüler. Zusätzlich haben sich die Aussichten für Hauptschüler dadurch verschlechtert, daß die Einstellungszahlen insgesamt zurückgegangen sind.

Streikkasse

Die britischen Bergarbeiter streiken immer noch. Angewiesen sind sie weiterhin auf Spendengelder. Unterstützungsgelder können nicht nur, wie in KONKRET 9/84 gemeldet, auf

ein britisches Konto überwiesen werden. Sammelkonten existieren auch in der BRD. Eines davon: GEW Wuppertal, Raphaela Kruppa, BfG Wuppertal (BLZ 330 101 117, KontoNummer: 2015 1233 00, Vermerk: Bergarbeiter

Großbritannien.

Ersatzparadies

Die Zürcher »Weltwoche« in einer kurzen Mitteilung über das Leben des Schriftstellers Alexander Solschenizyn, der jetzt in Neu-England lebt: »Der 65jährige lebt mit seiner Familie auf einem zwanzig Hektar großen Waldgrundstück (Kaufpreis 150.000 Dollar), wo er zwischen Birken, Fichten und Föhren zwei aneinandergrenzende Holzhäuser im Stile russischer Datschen und eine orthodoxe Kapelle errichtet hat. Das russische Ersatzparadies hat er mit Stacheldrahtzäunen, einem Eisentor und elektronischen Überwachungskameras gegen die Außenwelt abgesichert.« Nur logisch, daß dann auch seine Frau behauptet: »So schön das Leben in Neu-England auch ist: Wenn es zu unseren Lebzeiten noch ein freies Rußland gibt, werden wir alle sofort zurückkehren.«

Alternative Bräune

Die Westberliner Alternative Liste (AL) leistet sich auch eine »Berlin und Deutschland AG« (B + D AG), die im Juni bereits eine Diskussionsveranstaltung zum Thema »Regionalismus« vorgesehen hatte. Geladen war auch der nationalrevolutionäre Ideologe Henning Eichberg. Listeninterne Proteste veranlaßten den Geschäftsführenden Ausschuß (GA) zur Aufforderung an die B + D AG, von der Veranstaltung abzusehen. Die Veranstaltung mit Eichberg kam dennoch zustande - wie es von der B + D AG hieß, allerdings nur im »privaten Rahmen«. Die Räumlichkeiten im Ratskeller des Rathauses Charlottenburg wurden allerdings im Namen der AL angemietet. Organisiert wurde die Zusammenkunft mit Eichberg von Roland Wehr, der im Sommer dieses Jahres zu einer »heidnischen Sonnenwendfeier« auf dem Gelände des ehemaligen Anhalter Bahnhof eingeladen hatte. Ein weiterer Wortführer der AG ist der Rechtsanwalt Jürgen Tribowski, der immer wieder in Leserbriefen an die »taz« versucht, Eichberg vor Anschuldigungen in Schutz zu nehmen.

Immer mehr Arbeit

Die hohe Arbeitslosigkeit schlägt unmittelbar immer stärker auf die Justiz durch. Mit Zahlen belegte jetzt der nordrhein-westfälische Justizminister Dieter Haak diese Entwicklung. So lasse in Nordrhein-Westfalen die Geschäftsentwicklung bei Mahnverfahren deutliche Parallelen zur Entwicklung der Arbeitslosenzahlen erkennen: »Seit 1980 ist die Arbeitslosenquote von damals 4,6 Prozent sprunghaft auf 10,6 Prozent im Jahr 1983 gestiegen. Gleichzeitig nahm die Zahl der Mahnverfahren von 1,26 auf 1,6 Millionen zu.« Ausgewirkt habe sich die Arbeitslosigkeit auch auf die Zwangsversteigerungen von Immobilien. So hätten sich diese Verfahren seit 1980 auf jetzt 18.000 verdoppelt. Schließlich mache sich die Arbeitslosigkeit auch in allen Geschäftsbereichen der Justiz selbst bemerkbar. So sei wegen des Stellenabbaus im öffentlichen Dienst für Gerichtsassessoren die Niederlassung als Anwalt häufig der letzte Ausweg vor drohender Arbeitslosigkeit. Die hierdurch bedingte Anwaltsschwemme (1980: 9.953; 1983:11.711) schlage sich nicht nur »in mehr Prozessen, sondern auch in der Verfolgung aussichtsloser Prozesse nieder«. Haak wies außerdem darauf hin, daß parallel zum Ansteigen der Arbeitslosenquote auch Miet-, Scheidungs- und Unterhaltsprozesse zugenommen hätten.

Ratschläge

In der Zeitschrift »Criticon« (Heft Juli/August 1984) macht sich ein Kommentator namens Critilo Gedanken über das so miese Ansehen der Kohl-Genscher-Regierung und empfiehlt dann: »Ein Krieg, wie der um die Falkland-Inseln, würde auch die Bundesregierung, wie die von Mrs. Thatcher, auf einer hohen Welle patriotischer Begeisterung ins Ziel tragen.«

Feines Timing

Der flotte Aufschwung eines Hammer Friedenskämpfers am Rohr eines britischen Panzers gehörte nicht zum Programm einer Militärparade, die ausgerechnet am 1. September, dem Antikriegstag, im Zentrum Hamms stattfand. Die 617. britische Panzertransporteinheit hat sich just jenen Tag ausgekuckt, um unter anderem mit einer aufwendigen Parade das zehnjährige Bestehen der Partnerschaft zwischen der Einheit und der Stadt Hamm zu feiern, obwohl der eigentliche Geburtstag dieser Partnerschaft der 6. September ist. Am 6. September mußten sich die Briten allerdings schon spaßeshalber im NATO-Manöver mit dem Feinde abmühen.

Konkret 10/84, S. 12

Sabine Rosenbladt

Ein Herz für Türken

In Duisburg wird ein Haus angesteckt. Sieben Mitglieder einer türkischen Familie verbrennen. Endlich geschieht, was Neonazis seit Jahren ankündigen: Kanaken werden ausgemerzt. Deutschland ist wieder ein Stück deutscher geworden. Aber mit Ausländerfeindlichkeit hat das nun wirklich nichts zu tun...

Duisburg, vor 40 Jahren: 42.000 polnische und russische Zwangsarbeiter
Duisburg, vor einem Jahr: 40.000 türkische Gastarbeiter.

Wir Deutschen sind in Wirklichkeit freundlich, mitleidig, hilfsbereit und gut; auch zu Ausländern. Das hat sich jetzt wieder einmal gezeigt, als am 27. August in Duisburg-Wanheimerort ein Haus abbrannte und sieben Türken starben. »Eine Welle der Hilfsbereitschaft« (»Rheinische Post«) schwappte durch die Stadt. Das Land Nordrhein-Westfalen stellte »spontan« (»WAZ«) 50.000 DM für die Opfer zur Verfügung. Ratsherr Peter Schwan, in der Nähe der Unglücksstelle wohnhaft, »erhielt in einem Lokal spontan von Gästen 50 Mark in die Hand gedrückt« (»WAZ«). Landesherr Johannes Rau, unglaublich spontan vor Ort geeilt, belobigte dort das deutsche Bäckerehepaar E., denn es »hatte nachts die Helfer verpflegt« (»NRZ«). Oberbürgermeister Krings bedankte sich bei einem Polizeibeamten, »denn er hatte ein Kind gerettet, das aus dem Fenster springen wollte« (»NRZ«). Und der Rat legte eine Gedenkminute ein. Ja, so sind wir.

Gewissermaßen nicht ins Bild paßten da die vielen kleinen, verwitterten Hakenkreuze. Jemand hatte sie links und rechts neben den Eingang des abgebrannten Hauses eingeritzt. »Hakenkreuze? Haben wir nicht gesehen«, sagte ein Sprecher der Staatsanwaltschaft, »am Brandtag waren die nicht da.«

Nun hatten wir es vorerst ja auch nicht mit einer Brandstiftung zu tun. Zwar hatte das Treppenhaus des Gebäudes nach Aussagen vieler (allerdings türkischer) Augenzeugen innerhalb von Minuten lichterloh in Flammen gestanden. Einige Zeugen wollten sogar eine Flüssigkeit, Benzin oder Öl, im Flur gesehen haben, bevor er vollständig brannte. Doch Polizeisprecher Liebing erklärte uns am Dienstag, laut Aussagen des Brandsachverständigen käme ein »Brandbeschleuniger« nicht in Betracht. Er erwähnte die Möglichkeit einer fahrlässig weggeworfenen Zigarettenkippe.

Einen Tag später war es dann doch vorsätzliche Brandstiftung gewesen. Die Staatsanwaltschaft setzte eine Belohnung von 10.000 DM für Hinweise zur Ergreifung der Täter aus. Nach einer Woche hatten die Ermittlungsbehörden nach eigenen Angaben noch keine »konkreten Hinweise, wer das Feuer vorsätzlich entzündet haben könnte«. Es sei jedoch »ausgeschlossen«, daß der Brand »aufgrund von Ausländerfeindlichkeit« gelegt worden sei. Das ist interessant: Man weiß nicht, wer der Täter ist, aber daß er nicht aus ausländerfeindlichen Motiven ein nur von Ausländern bewohntes Haus angesteckt hat, weiß man bereits genau.

Gibt es denn keinerlei Hinweise auf Ausländerfeindlichkeit in der Stadt Duisburg? Doch. Vor zwei Jahren kursierten in den Stadtteilen Hüttenheim, Rheinhausen und Wanheim Flugblätter mit dem Text: »Deutsche organisiert euch! Wir von der Deutschen Nationalen Volksfront geben dem Türken noch ein Jahr Zeit zum Verschwinden. Sollte nach diesem Jahr noch ein Türke auf Deutschem Boden sein so werden wir jedem Türken nachhelfen zu verschwinden, zur Not mit der Waffe in der Hand... Deutsche macht euch bereit! Schmeißt allen Türken die Fenster ein, schlagt ihre Autos kaputt! Kauft nicht bei Türken!«

»Ach, wissen Sie«, sagt milde Oberstaatsanwalt Walter Otto, »wenn ich mich recht entsinne, waren das damals so 15jährige, ungare Bürschchen. Die sind gefaßt und abgeurteilt. Das waren so Dumme-Jungen-Streiche. Sowas passiert hier im Bezirk immer schon mal. Nein, wir haben hier in unserem Bereich nichts besonders Beunruhigendes.«

Die Neonazis selber sehen das etwas anders. Sie sind sehr zufrieden mit ihrer Arbeit im »Gau Rhein-Westfalen«. Michael Kühnen, Chef der verbotenen ANS im französischen »Exil«, schrieb in der Märznummer des ANS-Mitteilungsblattes »Die Neue Front: »Im Gaugebiet war im Laufe des Monats Februar ein NATIONALER BUND RHEIN-WESTFALEN (NBR) gegründet worden. Der NBR verfügte über Ortsgruppen und Kontakte in Dortmund, Bielefeld, Detmold, Duisburg, Hattingen, Witten, Neuß, Düsseldorf, Essen, Aachenland, Wuppertal-Solingen, Münster, Recklinghausen, Bochum, Hagen und Erkrath. Hier zeigte sich eine beträchtliche Organisationsdichte, die in unserer Gemeinschaft bislang einmalig für einen Flächenstaat ist und die auf die hervorragende Arbeit des NBR-Leiters Jürgen Mosler zurückgeführt werden kann, dem wir bei der Arbeit in diesem Gau ungeheuer viel zu verdanken haben.«

»Kamerad Mosler«, wohnhaft in Duisburg, Scheffelstraße 8, sei, so Kühnen, inzwischen auch Landessprecher der neugegründeten »Bürgerinitiative DEUTSCHE ARBEITERPARTEI«. Im Augustheft der »Neuen Front« berichtet Siegfried Borchardt (»SS-Siggi«) von dem rechtsradikalen Fußballfanclub »Borussenfront«: »Trotzdem ist es beruhigend zu wissen, daß noch nicht alle Hirne unserer Volksgenossen von den Roten vergiftet worden sind. Das bestätigen auch

Pressemeldungen, nach denen hier in Dortmund immer wieder national gesinnte Jugendliche sich mit Linken und Ausländern handgreiflich auseinandersetzen. Das beweist, daß sich viele den Terror dieser Noch-Minderheiten nicht gefallen lassen wollen.«

Zu den Kommunalwahlen in Nordrhein-Westfalen im September unterstützen die Duisburger »Kameraden« die »Freiheitliche Deutsche Arbeiterpartei« (FAP). Im Landesvorstand: Jürgen Mosler, Kühnens »persönlicher Vertrauensmann im Gaugebiet« (»Neue Front«). »Flugblätter und Aufkleber wurden von den Duisburger Kameraden fast täglich verteilt und verklebt«, heißt es in dem Neonazi-Mitteilungsblättchen vom August 1984.

In der Tat: Fünf Wochen vor dem Brandanschlag fanden zwei türkische Mitarbeiter der Arbeiterwohlfahrt in Duisburg-Marxloh etliche handtellergroße Aufkleber an ihren Autos, an Bäumen, Wänden und Türen ihres Büros. »Ausländer - raus! Deutschland uns Deutschen! Bürgerinitiative Deutsche Arbeiterpartei«, stand darauf. »Offensichtlich sind wir türkischen Sozialberater damit gemeint und fühlen uns bedroht. Wir bitten um Ihren Schutz«, schrieben die Türken an das 14. Kriminalkommissariat, zuständig für politische Straftaten. K14-Chef Kühnberg: »Wir können nicht für jeden, der sich von einem Plakat bedroht fühlt, einen Mann zum Schutz abstellen.«

Man muß das wirklich- verstehen. Türken sind so ängstlich. Einige türkische Mietshausbewohner aus Wanheimerort haben sich am Tag nach dem Brand starke Seile gekauft. Sie behaupten, daß die Feuerwehr sich eine halbe Stunde Zeit ließ, bevor sie an der Brandstätte erschien. In dieser Zeit rettete zum Beispiel der arbeitslose Türke Izzet Güler 13 Menschen aus dem brennenden ersten Stock des Hauses (ohne Belobigung). Die Feuerwehrleitung widerspricht dieser Darstellung: Der erste Einsatzwagen sei fünf Minuten nach dem telefonischen Alarmruf zur Stelle gewesen.

Köysüren Özdemir sagt, er habe dreimal bei der Feuerwehr angerufen: »Beim erstenmal die Hörer einfach auflegen.« Als die Türkin Döndö Satir aus dem 2. Stock sprang, weil hinter ihr die Flammen bereits meterhoch aus den Fenstern schlugen, war niemand da, um ihr ein Sprungtuch aufzuhalten: Sie starb. In ihrer Wohnung verbrannten vier ihrer Kinder, ihr Schwiegersohn und ihr Enkel. »Bitte schreiben Sie: beim nächstenmal etwas schneller!« sagt ein aufgebrachter Türke auf der Straße zu uns.

Der obdachlos gewordene Mustafa C. berichtet, daß er am Tag nach dem Brand ins Wohnungsamt gegangen ist, um für seine siebenköpfige Familie nach einer Bleibe zu fragen. »Sie mir einen Zettel geben `Arbeitslosengeld oder Arbeitslosenhilfe. Ich sagen, ich Arbeit haben, aber keine Wohnung! Bitte, mir helfen! Sie: 'Moment, ich hab keine Zeit. Schein holen, 30 Mark bezahlen, warten und nach Hause gehen.' Ich: Ich hab kein Zuhause! Sie: 'Bitteschön!' Mir zeigen Tür. Ich gesagt: Wiedersehen, dankeschön.« Dann hat er seine Familie bei türkischen Freunden untergebracht - »Vierzehn Menschen in einer Wohnung!« - und selber zwei Nächte in seinem Auto geschlafen.

Wer wissen möchte, was Türken zum Thema Ausländerfeindlichkeit erzählen können, der muß sich nur ein Viertelstündchen in eine de r Kneipen in der Wanheimer Straße setzen. Aziz, Schlosser: »Angst? Ja, haben wir immer, aber nicht nur vor Nazis, sondern noch mehr vor Ausländerbehörden, vor Verwaltungsbeamten. Wir sind ganz hilfelos. Ich bin 14 Jahre hier in diesem Wunderland. Zwölf Jahre habe ich für Wohlhaben des deutschen Bürgers meine Gesundheit gekaputtgeschuftet. Jetzt kommt Rationalisierung, jetzt brauchen die uns nicht mehr. Wenn keine Arbeit, werde ich rausgeschmissen. Ich habe Schnauze voll.«

Metin B., Rangierer bei Krupp: »Das Wort von 'Türken raus', das hören wir jeden Tag. Von Arbeitskollegen als Spaß gedacht, aber ernst gemeint. Die machen immer diese Witze: Die Juden haben hinter sich, die Türken vor sich. Wir müssen immer einstecken, nichts sagen, sonst Krach. Das kann man mit der Zeit nicht aushalten. Das geht ja, wissen Sie, ins Gehirn rein. Ich schätze, daß 60 Prozent Türken hier schon nervenkrank.«

Izzet Güler: »Beim Brand ich sehe Junge mit zwei Mädchen, die stehen da und lachen. Ich überlegen, ob hingehen und schlagen. Aber dann nicht machen: Einmal ich schlagen, 3.000 DM Strafe zahlen. Das zu teuer für mich.«

Metin B: »Auf Arbeitsstelle gibt es jetzt einen neuen Witz. Die sagen: Warum aus dem Fenster springen, wenn Haus brennt. Warum nicht fliegenden Teppich benutzen?«

Konkret 10/84, S. 16

Erich Kuby

Wie viele Verrückte gibt es beim »Stern«?

Jetzt will man uns glauben machen: die Hitler-Tagebücher beim »Stern« seien nur ein Betriebsunfall des »Stern« gewesen. Richtiger ist: politische Instinktlosigkeit, Geld in Hülle und Fülle und ein mindestens doppeltes Maß von allem an Dummheit ließen die »Stern«-Macher ihre Hitlergeschichte noch weiterkochen, als schon längst erwiesen war, daß überhaupt nichts im Kochtopf war

Der sich gerade voll entwickelnde Strafprozeß gegen den »Stern«-Reporter Gerd Heidemann und seinen Fälscher-Komplizen Konrad Kujau hat vom Sachverhalt her die Tendenz, sich zu einem politischen Prozeß zu entwickeln. Gleichwohl könnte es sein, daß dabei die politische Implikation von Details, die zunächst eine psychiatrische Aufhellung verlangen, nicht genügend gewürdigt würde. Es handelt sich um die Frage der Zurechnungsfähigkeit einiger der Beteiligten, unter ihnen der Angeklagte Heidemann.

Zweifel, ob gerade er noch alle Tassen im Schrank hat, sind zunächst durch gewisse Bekundungen Kujaus entstanden, nach denen Heidemann ihm versprochen habe, Hitler werde im Himmel dafür sorgen, daß er, Kujau, und er selbst, Heidemann, zu hohen NS-Rängen erhoben würden. Einer solchen Aussage wäre kaum Glauben zu schenken, gäbe es nicht die zweifellos von Heidemann herrührende, in 14 Punkte gegliederte Liste Hitlerscher »Werke«, von denen noch niemand etwas gehört hatte. Darunter eine schriftliche Anweisung des »Führers« zur »Endlösung« (die es nicht gibt), und die Komposition einer Oper »Wieland der Schmied«. Da melden sich denn doch Vermutungen, wie es mit der geistigen Verfassung Heidemanns stehe - wenn auch nur bei jenen, die selber über den sogenannten gesunden Menschenverstand verfügen.

Daß derartige Dokumente, sogar diese Liste, von den Hitler-Verschwörern einfach im Panzerschrank verwahrt wurden, ohne Maßnahmen zu ergreifen, um dem Erfinder dieses »Werkverzeichnisses« auf die Schliche zu kommen, läßt sich vielleicht noch damit erklären, daß sich die »Stern«-Manager und Journalisten in der Endphase der Vorbereitung des Weltgeschäftes befunden haben und es um keinen Preis gefährden wollten. Ruhmsucht und Geldgier erklären so manches, und die Vermutung, es handle sich nicht nur bei Heidemann um einen Ausflug in die Irrealität, ist damit allein noch nicht schlüssig zu begründen.

Nun ist aber aus der Schreibmaschine des ehemaligen stellvertretenden »Stern«-Chefredakteurs Manfred Bissinger eine überraschend distanziert geschriebene, den Details der ganzen Skandalaffäre nachgehende Informationsstudie hervorgegangen und als Buch* erschienen. Darin ist auf den Seiten 214 bis 221 eine auf Tonband festgehaltene Diskussion auszugsweise abgedruckt, die *nach* Aufdeckung der Fälschung im Zimmer des damaligen Chefredakteurs Felix Schmidt stattgefunden hat, der inzwischen mit einer Millionen-Abfindung als Chefredakteur zur Hamburger »Morgenpost« gegangen ist. An der Diskussion (deren Niederschrift 42 Seiten umfaßt) haben der Ressortleiter Michael Seufert, der Journalist und Geheimdienstexperte Thomas Walde (Leiter des »Hitler«-Ressorts), der Redakteur Wolf Thieme, Gerd Heidemann und Felix Schmidt -teilgenommen.

Nicht einmal die Aufdeckung der Fälschung hat in dieser Runde die Glaubwürdigkeit Heidemanns ernsthaft erschüttert. Die Herren glaubten ihm noch immer, die Quelle der Fälschung läge in der DDR. Ein Aspekt, wie nämlich westdeutsche Geheimdienstler in die Sache verwickelt waren, hat in diesem Gespräch eine wichtige Rolle gespielt. Walde verlangte, das Tonbandgerät bei Behandlung dieses speziellen Punktes abzuschalten. Die festgehaltenen Andeutungen reichen jedoch aus, eine Dimension des Skandals erkennbar zu machen, die bisher noch nicht aufgedeckt worden ist.

Hingegen sind jene Passagen voll wiedergegeben, in denen die Herren einen großartigen Ersatz für den nicht mehr brauchbaren Tagebuchschreiber Adolf Hitler gefunden zu haben glaubten. Sie erfahren von Heidemann, »drüben« gebe es eine Generalsclique - zu ihr gehöre auch ein höchster Funktionär im Ministerium für Staatssicherheit (der Routinier Walde spricht nur vom »MfS«) -, die gegen Millionen DM die Fälschungen verschachert habe.

Nun im Wortlaut:

Schmidt: *»Da muß er (Heidemann) zum frühest möglichen Zeitpunkt versprochen haben, es gibt Kohle, es gibt Kohle ...* «

Nicht nur Kohle! auch einen Mazda-Wagen hat einer der Generäle angenommen. Er fiel in diesem Gefährt seinen Kameraden nicht auf? Schmidt weiß, warum nicht:

»Man kann doch so viel Phantasie entwickeln, daß das ein 'Ring' ist da drüben, daß die sich gegenseitig das Zeug zugeschustert haben, wenn Heidemann also auch sagt, daß er der Auffassung ist, daß es da also bis zum Verteidigungsministerium (der DDR!) gegangen ist... dann ist das eben ein ganz korrupter Haufen. «

Seufert: *»Das wäre aber eine Bombengeschichte, wenn es so ist. «*

Schmidt: *»Ja, man kann sich gut vorstellen, wenn man einen Bruder im Generalsrang bei den Sicherheitsleuten hat, daß der schon was drehen kann. «*

Oh Sprache! Da gibt es »Kohle«, da »dreht« einer... So reden eben kultivierte Chefredakteure. Seufert fragt sich aber doch, was die drehenden Generäle mit ein paar Millionen West-Mark machen. Das weiß Schmidt:

»Da hatte Herr Heidemann ja schon gesagt, daß ihm (einem der Generäle) die eine oder andere Datscha schon gehört«.

Klar, das weiß Heidemann, solche Datschen stehen massenhaft am Plattensee, und die Millionen können ganz leicht auf ungarische Konten einbezahlt werden.

Schmidt: *»Also die Geschichte der korrupten Generalität im Osten ist schön, die muß man nun wirklich hart machen. «*

Seufert: »... *wäre das natürlich eine Bombengeschichte. Die korrupten DDR-Generäle ...* «

Jetzt ist schon der Titel für die wunderbare Ersatzstory geboren, und Heidemann sieht sich auf neuer Fährte:

»Dann müssen wir die Häuser fotografieren am Plattensee. «

Aus dieser »Planungskonferenz« für eine Ersatzgeschichte geht hervor, daß die Frage, ob Heidemann während seiner Beschäftigung mit Hitler und seinen »Tagebüchern« allmählich partiell seine Vernunft eingebüßt hat oder nicht, allenfalls für ihn selbst und für den Ausgang seines Prozesses Bedeutung hat, nicht aber die geringste für die Affäre im ganzen. Er konnte sein Spiel nur mit Partnern spielen, die davon ausgehen, daß die Militärführung und das »MfS« der DDR einen Ringverein bilden, der es versteht, einen Hamburger Pressekonzern um Millionen zu erleichtern und sie in Ungarn anzulegen, sei es in Geld, sei es in Grundstücken.

So ist die Frage, wie viele Verrückte es im »Stern« gibt, dahin zu beantworten: nicht einen!

---

* Manfred Bissinger: Hitlers Sternstunde, Kujau, Heidemann und die Millionen; Verlag Rasch und Röhring; 238 Seiten

Konkret 10/84, S. 26

Georg Noßwitz

Gegendarstellung

Vor einem Jahr, pünktlich zum Beginn des »heißen Herbstes«, füllten die »menschenverachtenden Sowjets« Titelbilder und Schlagzeilen der »freien Presse«. Heute, wo als erwiesen gelten kann, daß US-Strategen den Jumbo bewußt geopfert haben, bleiben die Titelgeschichten aus

Eine Meldung, das lernen Journalisten an ihrem ersten Berufstag, muß fünf »W«-Fragen beantworten-. Wer, wo, wann, wie, was? Mit der sechsten »W«Frage: Warum? beginnen Spekulationen und Kommentar, Desinformation und Propaganda - die Grenze zwischen Information und Politik wird fließend.

Die pure Meldung zum hier interessierenden Sachverhalt lautet: »Ein sowjetisches Militärflugzeug vom Typ SU 15 hat am 1. September 1983 um 3.26 Uhr Tokioter Zeit über der sowjetischen Nord-Pazifik-Insel Sachalin eine südkoreanische Verkehrsmaschine vom Typ Boeing 747 mit 269 Menschen an Bord abgeschossen. Der Jumbo stürzte ins Meer. Keiner der Insassen überlebte.«

Warum?

Als der Vorgang vor mehr als einem Jahr wochenlang Schlagzeilen machte, war das überwiegend Politik. Propaganda und Desinformation überwogen die Information. Die »Massenmörder aus Moskau« - das war der Propagandacoup rechtzeitig vor den Friedensdemonstrationen des Herbstes 1983. »Abscheu«, »Ekel« und »äußerste Barbarei des Handelns der sowjetischen Regierung« kommentierte Washington. »Unbegreiflicher Akt nicht überbietbarer Brutalität« echote die Bonner Bundesregierung.

Folgende »Fakten« meldete der Westen: Der Jumbo der Fluggesellschaft KAL war - Flugnummer KE 007 - auf dem Weg von Anchorage im US-Bundesstaat Alaska in die südkoreanische Hauptstadt Seoul. Vorgesehen war die Luftstraße Romeo 20, die die kürzeste Verbindung zwischen Start- und Landeplatz darstellt und am nächsten an der sowjetischen Ostgrenze entlangführt. KE 007 kam vom Kurs ab und überflog fast zweieinhalb Stunden Hoheitsgebiet der UdSSR und drang dabei bis zu 500 Kilometer tief in die UdSSR ein. Sowjetische Abfangjäger begleiteten den Jumbo mehr als zwei Stunden lang und schossen ihn ab, kurz bevor er den sowjetischen Luftraum über Sachdin wieder verlassen hätte.

Diese Fakten suggerieren: Ein Irrflug des Koreaners, von den Sowjets rücksichtslos abgeschossen.

Nach Tagen meldete sich Moskau: Der Jumbo konnte nicht als Passagierflugzeug ausgemacht werden. Er flog ohne Positionslichter, reagierte nicht auf Funksignale und Schüsse mit Leuchtspur-Munition. Er versuchte schließlich zu fliehen und wurde dann abgeschossen. Ein Spionage-Flug im Auftrag der USA. Bedauern über die Toten.

Zum Moskauer Vorwurf des Spionage-Flugs wurden aus der UdSSR und der DDR bald Fakten geliefert. Diese wurden zwar in Fachblättern wie »Der Flugleiter« Nr. 1/1984 in Frankfurt/Main und »Defence Attache« Nr. 3/1984, einer in London erscheinenden Militärzeitschrift, nachgedruckt und mit eigenen Recherchen ergänzt. Doch diese Fachzeitschriften fanden kaum ein Echo. Öffentliches Schweigen auch, als ARD und »Stern« ein Jahr nach dem Abschuß den Vorfall aufgriffen.

Was sind das für Fakten?

In der Nacht zum 1. September 1983 wollte die UdSSR in Fernost bei der Halbinsel Kamtschatka eine Interkontinental-Rakete erproben. Deshalb hatte Moskau für die Piloten eine Mitteilung herausgegeben, Notam genannt, in der auf die Beachtung der Sperrgebiete in Fernost hingewiesen wurde. Auch 007-Pilot Chung, ein Ex-Offizier, und sein Co-Pilot Song, ein Oberstleutnant der Reserve in der koreanischen Luftwaffe, haben diese Mitteilung vor dem Abflug in Anchorage erhalten.

Der Flug KE 007 hatte in Anchorage beim Start 40 Minuten Verspätung, obwohl er pünktlich von New York kommend eingetroffen war.

Chef-Pilot Chung sollte die Luftroute Romeo 20 fliegen, die am nächsten an das Sowjet-Territorium heranreichte. Schon kurz nach dem Start wich er um zehn Grad nach Norden ab. Ein Kurs, der mit Sicherheit sowjetisches Luftgebiet verletzen würde.

Die Startverzögerung hatte mehrere Folgen:

a) Mit nur fünf Minuten Abstand startete in Anchorage der KAL-Flug KE 015 auf einer nach Süden versetzten Parallel-Route außerhalb des Sowjet-Territoriums.

b) KE 007 verletzte exakt immer dann die sowjetischen Luft-Sperrgebiete, wenn der US-Satellit Ferret-D, ein militärisches Aufklärungsgerät hoher Präzision, im Orbit über Ostasien stand. Bei einem pünktlichen Start von KE Q07 wäre Ferret-D jeweils noch hinter dem Horizont gewesen.

c) Jedesmal, wenn KE 007 bei seinem Flug den sowjetischen Luftraum wieder verließ, passierte am Himmel minutengenau die amerikanische Raum-Fähre Shuttle das Gebiet in Fernost.

d) Hätte KE 007 seinen Flug geradlinig fortgesetzt und wäre nicht abgeschossen worden, hätte er den Luftraum über Militärstützpunkten bei Wladiwostok erneut - ein drittes Mal - verletzt. Und wieder wären »Ferret-D« und die Space-Shuttle rechtzeitig im All zur Stelle gewesen. Zusätzlich kreuzte vor Wladiwostok in internationalen Gewässern die mit Aufklärungs-Elektronik vollgepackte US-Fregatte »Badger«.

Einsatzbereit hatten die Amerikaner ferner ihr ständiges Radar-Überwachungssystem »Cobra Dane« auf den Aleuten, Radar-Flugzeuge vom Typ Awacs und RC-135, von dem es einen Typ gibt, der eine Radar-Nase wie der Jumbo hat, sowie alle Horch- und Spähstationen auf den japanischen Inseln und in Südkorea. Zudem haben die Amerikaner allein in Alaska, wo KE 007 auf falschen Kurs ging, 13 militärische Radarstationen, die in der Nacht vor dem russischen Raketen-Test sicher nicht geschlafen haben.

KE 007 hätte auf Kurs Romeo 20 zwischen Anchorage und Seoul sieben Meldepunkte passieren müssen. Allein vom letzten Meldepunkt - REP NYTIM - war KE 007 ganze 46 Grad entfernt. Bei den Kontroll-Stationen hat sich KE 007 gemeldet. Wer da aus dem Äther spricht, kann ein Fluglotse nicht erkennen. Er muß der Nennung »Here KE 007 ... « glauben. Pech ist nur, wenn sich - was japanische Militärs bestätigen - noch nach dem Abschuß bei der Bödenstation jemand meldete mit der Kennung »Here KE 007. **« Wie gesagt: in vier bis fünf Minuten Flugabstand zu KE 007 flog KE 015. Und dessen Pilot könnte ja nicht wissen, wann und ob sein Kollege Chung würde schweigen müssen, weil er vom Himmel geholt wurde.

Und wofür war das Ganze gut? Bei einem Test von Intercontinental-Raketen herrschte in den Sowjet-Militärstationen in Fernost gewiß Alarm-Stufe 1. Dringt nun ein Flugobjekt --sei es ein US-Aufklärer oder ein koreanisches Lock-Vögeli - in den Luftraum ein, springt der sowjetische elektronische Überwachungsapparat an. Wer in Sibirien wie schnell oder langsam reagiert - alles läßt sich von den US-Lauschern auf der Erde und im All auf die Sekunde genau feststellen. Und das bei Alarmstufe 1 für die Sowjets. Besser kann man nicht testen, wie lang oder kurz die Zeit bis zur Reaktion auf einen atomaren Angriff wäre, wie die Melde- und Entscheidungsmechanismen der sowjetischen Abwehr funktionieren. Und wenn's schief ging, die Maschine abgeschossen würde, hatte man neben den militärischen Erkenntnissen auch noch einen fulminanten Propaganda-Erfolg - denn darüber, wie ihre Presse auf den Abschuß eines Passagier-Flugzeuges reagieren würde, mußten die Planer des Coups nicht rätseln.

Konkret 10/84, S. 30

Horst Tomayer

Deutsche Gespräche

Horst Tomayer telefonierte als »Franz Xaver Konk« mit dem Hohenzollernprinzen Karl-Anton über die Geschäfte des Prinzen Emanuel Josef von Preußen

Ja, bitte

Baufirma Konk, München/Hamburg, Franz Xaver Konk hier, bin der Inhaber, ich hätte ganz gerne seine Durchlaucht, den Herrn Prinz von Hohenzollern, gesprochen.

Ja, Sie, da gibts ne ganze Menge, welchen Prinzen denn?

Es handelt sich hier um eine Anzeige in der Frankfurter Rundschau: 'Seriöser Ritterorden hat sich entschlossen, noch einige geeignete Persönlichkeiten in seinen Orden aufzunehmen. Vertrauliche Kontaktaufnahme über Sekretariat Prinz von Hohenzollern....'

Das bin nicht ich, das muß ein anderer sein. Es gibt ja mindestens fünfzehn Hohenzollernprinzen oder noch mehr.

Ja, das hier ist der Prinz Josef E Punkt Hohenzollern.

(Im Hintergrund lacht jemand meckernd).

Also dieser Orden existiert nicht mehr, wenn ich nicht irre.

Ja, der ist schon über achthundert Jahre alt, der Orden, und jetzt existiert er nimmer?

Ja, also soviel ich gehört habe, ist Feierabend mit dem Orden, ist da nix mehr mit dem Orden. Mir ist da sowas zu Ohren gekommen, aber ich kanns Ihnen auch nicht genau bestätigen.

Können Sie mir denn, Durchlaucht, sagen, wie ich telefonisch Kontakt aufnehmen kann mit seiner Durchlaucht Prinz Josef von Hohenzollern.

Ja, es gibt da noch einen Prinz Emanuel Josef, der hat aber kein Telefon momentan, dem können Sie nur schreiben.

Ja, warum hat jetzt der kein Telefon?

Das weiß ich nicht, hab keine Ahnung.

Wo müßte ich mich denn da, verehrte Durchlaucht, hinwenden? '

Das ist Hechingen, 7450, und da schreiben Sie an Zollernstraße 10, und schreiben Sie an seine Durchlaucht Prinz Emanuel Josef von Hohenzollern.

Und, Durchlaucht, Sie meinen nicht, daß man seine Durchlaucht telefonisch...

Nein, das glaube ich nicht, der ist auch viel unterwegs.

Wissen Sie, in der Anzeige steht, daß das Büro von seiner Durchlaucht in Zürich ist, da ist eine Telexnummer angegeben, aber ich habe von unserm Betriebstelex aus vergeblich versucht, Fühlung aufzunehmen, das Büro in Zürich ist in der Hauserstraße 14.

Sie, da hab ich gar keine Ahnung, ich hab nur mal was läuten hören, mit dem Orden soll nix mehr sein.

Ja, aber, Durchlaucht, es heißt in der Anzeige doch »Seriöser Ritterorden ... «

Ja, Papier ist geduldig, ich sag Ihnen nur eins, sindse vorsichtig, denn mir ist zu Ohren gekommen, daß die Staatsanwaltschaft in der Schweiz hinter der Geschichte her ist, das soll ein Schwindler sein, und der Hohenzollernprinz soll drauf reingefallen sein, irgendsowas ist da am Laufen.

Ja, meinen Sie jetzt, daß das gar nicht seine Durchlaucht, der Herr Prinz Emanuel Josef war, der wo diese Anzeige aufgegeben hat? Sondern sich jemand ausgegeben hat für ihn?

Ja, so genau weiß ich das nicht, aber Sie können ja den Emanuel Josef mal anschreiben.

Entschuldigen Sie, Durchlaucht, wenn ich Sie das jetzt einmal frage, aber Sie sind schon verwandt mit seiner Durchlaucht Emanuel Josef?

Ja, ja, wir sind verwandt. Alle Hohenzollern sind untereinander verwandt. Aber ich geb Ihnen einen guten Tip: Sindse vorsichtig!

Also zehntausend Mark sollte dieser Orden kosten, das wär für mich eine Kleinigkeit gewesen für eine solche schöne Sache.

Mir ist folgendes nur zu Ohren gekommen, daß der Ritterorden früher mal bestanden haben. soll, im Rheinland, den hat irgend ein Mann wieder aus der Taufe gehoben, und da soll der Emanuel Josef von dem beackert worden sein, daß er seinen Namen dazu gibt, und jetzt ist mir zu Ohren gekommen, das ist ein Schwindler, und dem ist der Emanuel aufgesessen.

Dieser Ritterorden geht ja auf das zwölfte 'Jahrhundert zurück, net, und der dient ja hier 'den Werten' des Glaubens und der Wiederherstellung des ritterlichen Ideals in der heutigen Zeit', steht da.

Was dringend nötig wär!

(Im Hintergrund lacht jemand meckernd)

Was dringend nötig wäre!

Ja, ja, und in diesem Angebot heißt es ja auch, daß man da mit dem Schwerte zum Ritter geschlagen werden kann.

(Im Hintergrund lacht jemand meckernd)

Hallo? Hallo? Sie, Durchlaucht, da ist doch noch jemand in der Leitung!

Das ist nur meine Frau im Hintergrund.

Aah so, ja dann, also das ist ja sehr schade, daß ich seine Durchlaucht Prinz Emanuel Josef nicht anrufen kann, Telex hat er auch keinen?

Nein, nein, der ist arbeitslos sozusagen.

Waaas!! Arbeitslos??

Ja, genau.

Ja, das gibts doch nicht.

Doch.

Ein regulärer Prinz und arbeitslos?! Ja, da gibts dann ja überhaupt keinen Unterschied mehr zwischen einem Arbeiter und einem Herrn vom Hochadel?

Hören Sie mal zu, ich bin Ingenieur von Beruf, Entwicklungsingenieur in der Elektronik, und verdien mir meine Brötchen damit, ich habe keinen Cent von der Familie, so sieht das aus.

Ja, aber entschuldigen Sie, Durchlaucht, die Hohenzollern haben doch einmal das ganze Deutsche Reich regiert.

Ah, bah, da ist doch nichts mehr übrig, ist doch alles weg, da sind noch ein paar Familienmitglieder, die haben noch ein bißle was, der Fürst von Sigmaringen, das sind die katholischen Hohenzollern.

Sind Sie evangelisch, Durchlaucht?

Ich gehör zur katholischen Linie, die Preußen sind die evangelischen.

Sie sind aber schon verwandt mit Seiner Kaiserlichen Hoheit, dem Prinz Louis Ferdinand.

Ja, der ist in Berlin und in Bremen, in Wümmehof wohnt der, nicht wahr, das ist ein Vetter von mir.

Ja, aber was man da in den Illustrierten liest, da muß doch seine Kaiserliche Hoheit sehr vermögend sein.

Äh, äh, auch nicht mehr, die haben doch diesen Riesen-Erdbebenschaden auf der Burg Hohenzollern hier gehabt, der wollte ja ein Bild verkaufen, einen Watteau, und die ganzen Bauschulden, das waren über- fünf Millionen Mark, die Reparatur.

Ja, jeggal, jeggal, aber schaun Sie, wir haben ja eine Baufirma, wir könnten da ja meintswegen mal ins Geschäft kommen, da täten wir dann schon einen Extrapreis machen, netwahr, ist die Renovierung schon erledigt?

Hören Sie mal, Sie sind Bayer? Münchner?

Ja, mia san in München, aber wir haben auch eine Dependenz im Hamburgischen.

Ja, i bin gebürtiger Münchner, Oid-Münchner, war zwoarazwanzig Jahr drüben.

Ja, Durchlaucht, wunderbar, wunderbar.

In Bogenhausen, in der Tivolistraße.

Ja, Durchlaucht, wunderbar, wunderbar.

Ja, mia san in Nymphenburg, san mir.

Ah ja, in Nymphenburg. Konkret.- In der Nah von Hirschgarten ham mia unsa Büro.

Ja, da kann ma a gute Maß Bier trinken.

(Im Hintergrund fragt die Gattin seiner Durchlaucht 'Wie heißtn die Firma'?)

Franz Xaver Konk - wenns amal was brauchn? San ma gern zu Diensten. Aber, Durchlaucht, meinens, daß ich jetzt dem Orden nicht weiter nachgehn soll?

Also, ich würde Ihnen empfehlen, lassens die Finger davon, wenn ich Ihnen als oida Münchner an Rat geben darf, es ist nicht alles Gold was glänzt, also mir ist das nur zu Ohren gekommen, wenn der Emanuel Josef in die Schweiz kommt, dann wird er verhaftet.

Um Gottes Willen!

Ja, weil dieser Orden soll ein Schwindelunternehmen sein.

Ja hat da am End der Konsul Weyer seine Finger drin?

Nein, hat mit dem nix zu tun, wissen Sie, einen Ritterorden gibts noch bei den Maltesern, da bin ich selber drin, net, und den Johanitern, der Malteser, das sind die Katholiken und die Johaniter sind die Protestanten.

Schauns, Durchlaucht, die Aufnahmezeremonie, da hab ich mich schon so drauf gfreut und wegen die zehntausend Mark, da hätt ich schon noch was draufgelegt.

(Im Hintergrund lacht die Gattin seiner Durchlaucht meckernd)

Schauns, da ist angekündigt worden, net wahr, daß im feierlichen Zuge die Ordensritter und die Damen in die Kirche einziehen und daß dann der Gottesdienst folgt und daß dann am Ende der religiösen Zeremonie halt der Geistliche bezugsweise der Großmeister die Ansprache hält, netwahr...

Ja, Sie können ja mal unbefangen an Emanuel Josef schreiben, und dann gucken Sie, was der antwortet, ich hab Ihnen ja gsagt, was ich so ghört hab, ich sag nur: Finger weg von der Gschicht, da können Sie in a Sauerei neiglangen, net.

Ja, das tut mich jetzt schon a bißl deprimieren. I hab jetzt meiner Frau und den ganzen Verwandten schon die Zeremonie versprochen, jetzt muß i amal schaun, wia i da wieda rauskomm.

Ja, i tät jetzt da ruhig einmal hinschreiben, ich hab ja soviel zu tun mit meiner Elektronik, daß ich da gar keine Zeit hab, der Sache nachzugehen.

Aber, Durchlaucht, dös is jetzt a wieda intressant, daß Sie als Mitglied eines jahrhundertealten Geschlechtes der Hohenzollern, daß Sie da praktisch mitten in der Neuzeit stehen.

Aber mit beiden Füßen, in der Elektronik, i bin jetzt zwoarasechzig Jahr alt, den ganzen Krieg mitgmacht, mit beiden Beinen im Leben.

San Sie denn als alter Bayer auch ein Franz-Josef-Fan?

Ja, klar.

Wenn i Eahna jetzt zum Schluß fragen darf, is jetzt der Prinz Emanuel Josef praktisch aber schon ein regulärer Verwandter von Eahna?

Ja, dös is a Verwandter von mir.

(Im Hintergrund spricht die Gattin seiner Durchlaucht dazwischen)

Was war dös jetzt?

Das war meine Frau, die schmunzelt immer, wissens, die kennt den halt auch, den Emanuel Josef, der probierts halt immer wieder, zu Geld zu kommen, auf alle unmöglichen Arten und Weisen und da fällt er halt auch öfters mal rein, net.

Soll ich jetzt da, wenn ich Ihrem verehrten Vetter schreib, bezug nehmen auf dieses Gespräch?

Machen Sie gar nix, fragen Sie ganz neutral an, sagen Sie mal und wie war diese Anzeige gleich nochmal?

Ja, also das heißt da, 'um den Kreis der Persönlichkeiten zu erweitern, die das Privileg haben, in den Orden aufgenommen und symbolisch zum Ritter geschlagen zu werden, möchten wir an Sie die Frage stellen, ob Sie daran interessiert sind, dieser exclusiven Gemeinschaft...

(Im Hintergrund lacht die Gattin seiner Durchlaucht dazwischen)

anzugehören. Eine einmalige Zuwendung in Höhe von DM zehntausend zur Unterstützung der Ordensziele sowie die Teilnahme an der Ritterschlagung wird erwartet... ' Da steht auch noch: 'ein hohes Mitglied des Ordens hat dem Ritter bei dieser feierlichen Zeremonie den Mantel um die Schulter gelegt und dem Großmeister beim Anheften des Ordenszeichen assistiert'.

Aha.

Und man muß auch mitteilen, ob der Ritterschlag in einer bescheidenen Kirche oder in einer prächtigen Kathedrale stattfinden soll, net, und es heißt da auch noch 'die Zeremonie ist immer tiefergreifend'.

Ja, ja, ja, tja

(Im Hintergrund lacht die Gattin seiner Durchlaucht fortgesetzt dazwischen)

Ja, und Sie meinen, wenn Ihr Vetter in die Schweiz fährt, daß er dann praktisch kassiert wird?

Das hab ich ghört, daß sie ihn hoppnehmen, ja mei, so Sachen gibts halt.

Haben Sie, Durchlaucht, auch manchmal an Kontakt mit der Kaiserlichen Hoheit?

Wir sehn uns zwei-, dreimal im Jahr, er kommt immer auf die Burg, und da haben wir Konzerte oben und so was, für die Berliner Kinder...

Mei, Durchlaucht, passens auf, passens auf, wenn dös mit dem Orden nix werd, dann tun wir halt das Geld, ich mein, das hab ich jetzt schon a mal aus der Firma rauszupft, in irgendwas Karikatives hinein - hätten da die Hohenzollern irgendwas in der Richtung?

Ja, selbstverständlich, der Louis Ferdinand, der hat von seiner Frau, eine Prinzessin-Kyra-von-Preußen-Stiftung, und zwar für die armen Berliner Kinder...

Ja, guat, dann machma hoit was für de Preißn.

Die werden also eingeladen auf die Burg Hohenzollern, gratis mit Verpflegung und Unterkunft, da kommen immer fünfzig Kinder, und da tut man ein gutes Werk.

Ja, pfundig, dean ma hoit für de junga Preißn wos, net.

Also Durchlaucht, herzlich an Dank, dös hat mia jetzt scho wieda weidaghoife, pfüat Eahna, Durchlaucht, und an schena Gruß an d'Frau Durchlaucht, und Sie san, verehrte Durchlaucht?

Der Prinz Karl-Anton: Ja, mach ich, und an schönen Gruß an Minka.

Konkret 10/84, S. 32

Dietrich Kuhlbrodt

Verlegt nach ... und getötet

Hamburg war in der Nazi-Zeit in Fragen der Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik ein Mustergau. Hier wurden mehr Menschen sterilisiert, in Zwangsarbeitslager gesteckt ' deportiert und durch Gas oder Giftspritzen ermordet als in anderen Reichsgebieten. Diesem Themenkomplex widmet sich ein jetzt erscheinender Band des Konkret Literatur Verlages: -»Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg«, herausgegeben von Angelika Ebbinghaus, Heidrun Kaupen-Haas und Karl Heinz Roth. Nachfolgend veröffentlichen wir einen Auszug aus einem der Beiträge

Abgesehen von der offiziellen Kindertötungsaktion (Reichsausschußaktion) hat Hamburg seine Patienten und Pfleglinge nicht selbst getötet, sondern töten lassen, in auswärtigen Anstalten. Dort ließ Hamburg in den Jahren 1941 bis Kriegsende mehr als 2.000 Hamburger Patienten vergasen, vergiften (durch eine Überdosis von Medikamenten) oder verhungern (durch gezielten Entzug von Nahrung).

Die Abtransporte und die Registrierung des Todes der einzelnen Patienten wurden genau in den Akten der Anstalten und Behörden festgehalten. Die Akten sind erhalten, insbesondere viele hundert Krankenakten.

Beteiligte an den Tötungsaktionen waren in Hamburg die Gesundheitsverwaltung, die Sozialverwaltung, das Gauarbeitsamt, der Generalstaatsanwalt (der der Verlegung von Sicherungsverwahrten zustimmen mußte) und die Anstalten, allen voran Langenhorn und Alsterdorf.

Senator Ofterdinger und sein Vertreter Dr. Struve waren im Sommer 1940 von Abgesandten der Berliner Zentrale in Hamburg mündlich und geheim über die Vergasungsaktion informiert worden. Mit diesem Wissen förderten sie die Patientenerfassung nach Kräften. Mittel der Erfassung war ein Fragebogen, der für Patienten auszufüllen war, die unter bestimmten Krankheiten litten; darunter fielen auch »senile Erkrankungen« und »Schwachsinn jeder Ursache«. Zu erfassen waren Kranke, die »in den Anstaltsbetrieben nicht oder nur mit mechanischen Arbeiten (Zupfen o. a.) zu beschäftigen sind«- oder unter drei weitere Kategorien fielen. Die Gesundheitsverwaltung wurde unter Dr. Struve auf der Verwaltungsebene aktiv und drängte auf Absendung der ausgefüllten Meldebögen, insbesondere gegenüber den Anstalten Langenhorn und Alsterdorf. Dr. Struve erschien sogar persönlich in Langenhorn. Er sprach freimütig davon, daß es Zweck der Meldebogenaktion sei, die Eignung der Patienten »zur Vornahme der Euthanasie« festzustellen. Seine Initiative hatte in Langenhorn Erfolg. Die Daten wurden abgesandt.

In den Alsterdorfer Anstalten wurden seine Bemühungen übertroffen. Der zunächst amtierende Leiter, Prof. Schäfer, forderte sofort Meldebogenformulare nach, weil nach seiner Meinung die Berliner Zentrale die in Frage kommende Patientenzahl unterschätzt hatte. Anstaltsleiter Pastor Lensch wurde aus dem Felde zurückgerufen, wo er bei der Geheimen Feldpolizei diente, um den reibungslosen Ablauf der Aktion zu gewährleisten. Er schickte 465 ausgefüllte Meldebogen an die Tötungszentrale in Berlin; damit hatte er mehr als ein Fünftel aller Alsterdorfer Pfleglinge unter die Kriterien des Merkblatts fallen lassen.

Auf diese Weise waren die 2.500 Betten in Langenhorn bis Mitte August 1943 auf etwa 1.100 Patienten »geräumt« worden. Am 1. Dezember 1943 wurde die Heil- und Pflegeanstalt dann in ein Allgemeines Krankenhaus umgewandelt.

Auch die Alsterdorfer Anstalten machten Betten frei. Pastor Lensch entledigte sich 1943 eines Viertels seiner Schutzbefohlenen. Als Grund gab er »die verstärkte zeitgemäße Nutzbarmachung der Räume und der Wirtschaftskraft der Alsterdorfer Anstalten« an. Dem Kosten-Nutzen-Denken fielen 500 Pfleglinge zum Opfer, die er auf eigene Initiative abtransportieren ließ. Dazu gehörte auch ein Transport mit 8 1 Kindern im Alter von ein bis vierzehn Jahren, von denen alle bis auf eins in den Anstalten Kalmenhof und Eichberg ermordet wurden. Lensch hatte nach seinen Worten »hauptsächlich die Bewegungsunfähigen« und insbesondere die »tiefstehenden« Kinder ausgesucht und rechnete, wie er 1943 selbst zu Papier brachte, mit »Euthanasiemaßnahmen«. Moralisch zog er sich in einem Brief an Pastor Bodelschwingh wie folgt aus der Affäre:

»9. September 1943

Herrn Pastor F. von Bodelschwingh

Bethel bei Bielefeld Sehr verehrter Herr Bruder!

...

Bei dem Abtransport, den ich eine Strecke begleitete, sang ein kleines Dummerchen hinter mir während der halbstündigen Fahrt ununterbrochen 'Jesu geh voran'. Das hat mich sehr getröstet und die Hoffnung gegeben, daß sie auch anderswo nicht von Gottes Liebe verlassen sind. «

Als Lensch den Brief schrieb, war der größte Teil der Kinder bereits umgebracht worden.

Festzuhalten ist, daß Hamburg im Vergleich zum Reich die Kriterien, aufgrund derer die Patienten getötet werden sollten, erheblich erweiterte. Zur Vernichtung wurden ausgesucht:

1. die Patienten, die zwar arbeiteten, deren Arbeitsleistung jedoch als unproduktiv eingestuft wurde;

2. die sehr erhebliche Zahl der Alten und Siechen, die der Sozialverwaltung unterstanden. Das Ausmaß dieser Anstaltstötungen harrt noch der Aufklärung;

3. Kinder und Kleinkinder (Alsterdorfer Anstalten);

4. polizeilich oder gerichtlich eingewiesene Personen, zu denen sogenannte Sittlichkeitsverbrecher, insbesondere Homosexuelle zählten;

5. alle Patienten, die dem Personal zuviel Arbeit machten. Unter dieses Kriterium fielen die sogenannten lästigen Patienten. Die erste Auswahl trafen Oberpfleger und Oberschwestern im Einvernehmen mit dem jeweils zuständigen Arzt. Die Eintragungen in den Krankenakten geben hierzu genaue Auskunft. Die Abtransporte nach Meseritz-Obrawalde und Hadamar geschahen nach folgenden Selektionskriterien:

R.J.: *»Ist morgens und abends hinter dem Oberpfleger her, er müsse nun entlassen werden«.* - 13 Tage später kommt der Patient in die Tötungsanstalt Meseritz-Obrawalde.

H.K.: *»Onaniert viel. Leistet etwas Saaldienst. Bettenbauen. Sonst nichts«.* - Die letzte Eintragung erfolgt am Tage des Abtransportes.

K.O.: *»Hat keinen Trieb zur Arbeit, kommt immer wieder mit Ausreden, macht die Arbeit sehr unordentlich. (Was er putzt, bleibt schmutzig».* - Zwei Tage später ist vermerkt: *»Nach Meseritz verlegt«.*

E.S.: *»Dringt auf Entlassung, die ihm mehrfach abgeschlagen wurde. Drohte daraufhin, sich den Hals abzuschneiden und mußte aus der Werkstatt zurückgeholt werden«.* - Drei Wochen später wird der Patient nach Meseritz-Obrawalde abtransportiert.

K.G.: *»Kommt des öfteren aus dem Bett, verfolgt die Schwester, hält sich an ihrer Schürze fest, sagt mit ängstlichem Gesichtsausdruck.- 'Schwester, ich werde umgebracht«.* - Etwa drei Monate nach dieser Eintragung wurde die Patientin in die Tötungsanstalt Meseritz-Obrawalde abtransportiert und dort vier Monate später ermordet.

W.W.: Eintragung vom 24. Juni 1943: *»Ging zur Polizei und beschwerte sich«;* 21. Juli 1943: *»Verlegt nach Hadamar«;* 2. August 1943: getötet.

1973 schrieb ich die Anklageschrift gegen Lensch, Pastor und damaliger Direktor der Alsterdorfer Anstalten, und gegen Struve, den damaligen Leiter der Allgemeinen Abteilung 1 der Gesundheitsverwaltung.

Lensch und Struve waren auf den 870 Seiten der Anklageschrift als Mörder und Mordgehilfe angeklagt worden.

Im Lensch-Struve-Verfahren stand entgegen, daß das Schwurgericht die Anklage nur bezüglich Struve zugelassen hatte. Einer Eröffnung der Hauptverhandlung gegen Lensch widersprach die Beweiswürdigung, die das Gericht vorgenommen hatte und die es am Vorliegen des subjektiven Tatbestandes (des Vorsatzes) zweifeln ließ. Bezüglich Struve stritt man in der Hauptverhandlung um die Verteidigungsfähigkeit des Angeklagten. Schließlich konnte er mit Erfolg geltend machen, daß er partiell diesem Prozeß psychisch nicht gewachsen, wiewohl ansonsten im Vollbesitz seiner Kräfte sei.

Die strafrechtliche Verfolgung der »Euthanasie« in Hamburg führte nicht zur Sühne der »Euthanasie«-Verbrechen.

Aus der Distanz von heute wird die historisch fehlerhafte Fixierung des Blicks überdeutlich, wenn der Einstellungsbegründung des richterlichen Beschlusses das Argument zu entnehmen ist, daß es sich bei den von Langenhorn verlegten Patienten zum großen Teil um »kriminelle Elemente« gehandelt habe, die durch die Polizei oder die Gerichte eingewiesen worden seien und mit Zustimmung der Behörden aus Langenhorn weiterverlegt worden seien. Ein - auch nach 1945 weiter amtierender - Beamter, der für die Verlegung aus Langenhorn zuständig war, wurde gleichfalls entlastend zitiert: niemand habe an Tötungen gedacht. Und: es habe damals überall an Platz für die normalen Kranken gemangelt.

Heute weiß man, daß der Beamte nur seine Haut retten wollte und daß die mit den »Euthanasie«-Aktionen befaßten Beamten sehr wohl wußten, um was es ging. Gerade die Unterscheidung zwischen »normalen« und anderen Kranken war es, die den Anfang der staatlichen Massenmorde gemacht hatte.

Konkret 10/84, S. 34

Karl Unger

Knete vom Staat

Die Geschäfte mit den verschiedenen Subventionen in der BRD

Weil Harry Holzner mit seiner Fluggesellschaft »Aquair« in München nicht so recht Fuß fassen konnte, suchte er sich das Saarland als neuen Standort aus. Zu Anfang sperrte sich die Landesregierung gegen finanzielle Hilfestellungen, aber nachdem der FDP-Vorsitzende Klumpp interveniert und die »Saarbrücker Zeitung« einen flammenden Artikel gedruckt hatte, gab sie einen Investitionszuschuß von einer Million Mark. Der Bewilligungsbescheid trug die Unterschrift des Ministerialdirigenten Otto Steinmann, zugleich Aufsichtsratsvorsitzender der Saarbrücker Flughafen GmbH.

Diese günstige Konstellation brachte weitere Hilfeleistungen (lateinisch: subventio) mit sich. Die »Aquair« wurde von sämtlichen Lande-, Vorfeld- und Abfertigungsgebühren befreit, und außerdem sicherte die Landesregierung Mindesteinnahmen pro Flugtag zu, was sich nach einem halben Jahr bereits auf 200.000 Mark summierte, weil die Verbindungen nach München und Paris von durchschnittlich zwei Passagieren pro Tag genutzt wurden. Aber Otto Steinmann kämpfte mit öffentlichen Geldern weiter gegen die roten Zahlen bei »Aquair«. Seinen letzten Zuwendungsbescheid konnte Harry Holzner nur deswegen nicht mehr einlösen, weil er inzwischen wegen Betrugsverdachts im Gefängnis saß.

Fälle wie dieser tragen dazu bei, daß Politiker die werbewirksame Forderung nach dem Abbau von Subventionen vortragen. Doch mit der Regelmäßigkeit, mit der diese Forderung laut wird, steigen auch die Subventionen. Allein die von der Bundesregierung gewährten Vergünstigungen verdoppelten sich zwischen 1970 und heute und erreichten die stattliche Summe von 29 Milliarden Mark pro Jahr. Gut die Hälfte davon sind Steuervergünstigungen, der Rest geht als direkte Finanzhilfe an die Empfänger. Rechnet man die Gelder der Länder und Gemeinden, der Europäischen Gemeinschaft und anderer Institutionen hinzu sowie die Zahlungen des Bundes, die nicht im Bonner Subventionsbericht ausgewiesen sind, dann ergibt sich - so das Kieler Weltwirtschaftsinstitut - ein Betrag von 120 Milliarden Mark.

Als die Bundesregierung im vergangenen Herbst ihren letzten Subventionsbericht vorlegte, reichte der Protest gegen die staatliche Geldverteilung von der SPD über den »Stern« bis zum Freiherrn Heereman. Der Ober-Bauer beklagte die hohe Staatsquote und empfahl Kürzungen beim »sozialen Netz«. Denn das ist vor allem gemeint, wenn Unternehmer und rechte Politiker nach Einschränkung der Subventionsflut rufen.

Von den 118 Finanzhilfen und 124 Steuervergünstigungen, die der 9. Subventionsbericht ausweist, fließen mehr als die Hälfte an die privaten Haushalte, vor allem als Wohngeld, Sparprämien und Zuschüsse zur sogenannten Vermögensbildung. Als Subventionen schlagen Arbeitnehmer- und Weihnachtsfreibetrag, die aus »sozialen und ähnlichen Erwägungen« gewährt werden, mit sieben Milliarden Mark zu Buche. Als Subvention gilt die Umsatzsteuerbefreiung für Blutsammelstellen, Blinde oder Theater. Subvention ist nach der Buchführung des Bundes auch der ermäßigte Steuersatz für Prothesen und Rollstühle. Die Wirtschaftsstatistiker, die eine Gesamtsumme von 120 Milliarden errechnen, zählen noch staatliche Transferleistungen wie Bafög oder Kindergeld dazu sowie Gelder, die an Stiftungen oder Vereine ohne Erwerbszweck gehen.

So gesehen dient es dem Subventionsabbau, wenn die FDP die Streichung des Arbeitnehmerfreibetrags fordert. Und abgebaut wurde schon bei der Sparförderung, wo der staatliche Anteil von 14,1 auf 10,8 Prozent gesenkt wurde. Gute Chancen, vom Subventionsabbau verschont zu bleiben, hat dagegen die Arbeitnehmer-Sparzulage, die durch die Ideologie vom Vermögen in Arbeiterhand geschützt ist. Tabu sind auch die 3,8 Milliarden Mark, die aufgewendet werden müssen, damit die Kirchensteuer als Sonderausgabe beim Lohnsteuerjahresausgleich geltend gemacht werden kann. Die Kirchen befürchten sonst eine Austrittswelle. Finanzminister Stoltenberg hat beim Subventionsabbau '84 an anderer Stelle zugeschlagen: Die unentgeltliche Beförderung von Schwerbehinderten wurde gestrichen.

Als soziale Subvention gilt der Bundesregierung das Wohnbauförderungsprogramm, das 20 Milliarden gekostet hat und beispielhaft zeigt, wem die Milliarden nützen. Hier fördern wirtschaftlich Schwächere durch ihre Steuern Hausbesitzer und die Vermögen der gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften.

Subventionen an die gewerbliche Wirtschaft werden immer wieder als eine intelligente Form der Investitionslenkung angepriesen. Nach dieser Lehrmeinung werden Unternehmer dazu bestochen, in strukturschwachen Gebieten zu investieren, neue Technologien einzuführen oder neue Produkte auf den Markt zu bringen. Die Wirkung darf bezweifelt werden. Eine Umfrage bei Jungunternehmern ergab: Drei Viertel von ihnen bekannten, daß sie ihre Investitionen auch ohne Geld von Staat durchgeführt hätten.

Auch mit der Erneuerung durch staatliche Hilfe ist es nicht weit her, denn nur 5,3 Prozent der 29 Milliarden Bundes-Subventionen gehen in die Bereiche Forschung und Entwicklung. Mehr als die Hälfte dieses Geldes erhalten nur 25 Unternehmen (Tochtergesellschaften eingerechnet), und damit die Konkurrenz nicht murrt, wird ein Teil der Mittel mit der

Gießkanne verkleckert. Im Jahr 1981 bekamen 6.400 Unternehmen insgesamt 435 Millionen Mark als Zuschüsse für Personalkosten in der Forschung. Das waren im Schnitt 68.000 Mark pro Firma und genau 0,3 Prozent der Umsätze dieser Betriebe - nichts als eine überflüssige Zugabe.

Wo größere Summen fließen, geht diese Form der Investitionslenkung zu Lasten der Arbeiter. Im Ruhrgebiet sind 60 Prozent der Forschungsmittel für die Bereiche Bergbau und Metallerzeugung bestimmt. Hauptziel der Forschung ist hier die Senkung der Lohnstückkosten, sprich Rationalisierung und Arbeitsplatzabbau.

Wie mit der Gefährdung von Arbeitsplätzen argumentiert wird, um Subventionen zu bekommen, die dann sofort zum Abbau von Arbeitsplätzen eingesetzt werden, zeigt das Beispiel AEG. Als dem Elektrokonzern das Ende drohte, sprangen Bund und Länder ein, denn es galt Arbeitsplätze zu retten. AEG erhielt Kredite von 2,2 Milliarden Mark und eine Exportbürgschaft von 600 Millionen. Damit begann der Vorstandsvorsitzende Heinz Dürr zu sanieren. Ende 1983 hatte die AEG noch 63.800 Beschäftigte, zwei Jahre zuvor waren es fast doppelt soviele gewesen.

Nach dem selben Prinzip schrumpfen sich seit je die Werftbesitzer gesund. Sie zählen schon seit den 50er Jahren zu den Großabnehmern von Subventionen. Mit dem Hinweis auf drohende Entlassungen haben sie bisher rund 2,5 Milliarden Mark locker gemacht, mit denen kräftig rationalisiert wurde. Zwischen 1971 und 1980 stieg die Arbeitsproduktivität um 61 Prozent, und in der gleichen Zeit verloren 25 Prozent der Beschäftigten den Job.

Wo das Arbeitsplatzargument nicht zieht, helfen verschwommene nationale Anliegen. Beim westdeutschen Steinkohlebergbau, der seit Mitte der 60er Jahre die Beschäftigtenzahl mehr als halbiert hat, fließen die Gelder für die »Sicherung« dieser nationalen Energiequelle. Die Subventionen haben heute 84,7 Prozent der Wertschöpfung der Branche erreicht. Vor der Importkonkurrenz wird sie durch Kontingente geschützt. Daher liegen die Kohlepreise über dem Weltmarktniveau, was dazu führte, daß Großabnehmer wie die Stahlindustrie Kokskohlesubventionen erhalten. Die Elektrizitätswirtschaft konnte überredet werden, statt Heizöl Kohle von den Halden zu verstromen, weil die Kosten dafür der Verbraucher über den »Kohlepfennig« zahlt.

Eine solche Subventionskonstruktion heißt dann »die marktwirtschaftliche Lösung«, weil Verfügungsgewalt und Gewinne im Privatbesitz bleiben und nur die Verluste sozialisiert werden. Zur Meisterschaft in dieser Disziplin hat es die Stahlindustrie gebracht, die sich - unterstützt von ihren Betriebsräten und der IG Metall - immer neue staatliche Geldquellen erschließt. Allein die saarländischen Töchter des multinationalen Arbed-Konzerns haben mit 2,8 Milliarden Mark bereits soviel Geld erhalten, daß all den Arbeitnehmern, die trotz dieser Hilfen entlassen wurden, das Gehalt bis zur Pensionierung hätte gezahlt werden können.

Bevor angesichts dieser Mißwirtschaft der Ruf nach der im Grundgesetz für solche Fälle vorgesehenen Verstaatlichung laut werden kann, entfacht die wirtschaftspolitische Rechte unregelmäßig eine Scheindiskussion über den »Abbau von Subventionen«. Die niedersächsische CDU-Ministerin Birgit Breuel fordert den Abbau schon aus Mitleid mit den Empfängern: »Wer soll noch Befriedigung in einer Tätigkeit finden, von der er weiß, daß sie ohne sein Verschulden volkswirtschaftlich so wenig wert ist?« fragte die Ministerin und steigerte sich dann noch: »Wird hier nicht eine neue Dimension von Entfremdung deutlich? Ist diese Entfremdung nicht eigentlich noch schlimmer als die, die Marx bei der modernen Serienproduktion empfand?«

Die entfremdeten Stahlbosse stellen jedoch ihre Qualen hintan und fordern weiter Geld ein, wenn es sein muß mit Hilfe der Gerichte. Als der Großindustrielle Willy Korf mit seinen badischen Stahlwerken in Konkurs ging, verklagte er die Bundesregierung. Die hatte nach seiner Meinung schuld an der Pleite, weil sie Arbed zuviel und ihn zuwenig subventioniert hatte.

Gerechtigkeit ist aber seit je ein Subventionierungsgrund. Finanzminister Stoltenberg ist gegen jede Subvention, es sei denn, ein Unternehmen wäre durch »unverschuldete Wettbewerbsnachteile« in Bedrängnis geraten. Diese Formel aber hat sich die gesamte Stahlbranche zu eigen gemacht - mit Hinweis auf die Subventionen in Frankreich und anderen EG-Ländern.

Zum Wettbewerbsnachteil kommt für die Stahlindustrie noch das Arbeitsplatzargument. Um Arbeitsplätze zu schaffen, gibt es seit 1982 das »Stahlstandort-Programm«.

Mit seiner Hilfe sollen in den Regionen Bochum, Dortmund und Duisburg bis 1985 37.600 neue Stellen entstehen. Nach einer ersten Bilanz von Ende 1983 sind zwar fast eine Milliarde Mark Investitionszuschüsse gezahlt, aber nur 4.200 Arbeitsplätze errichtet worden.

Bares Geld verspricht auch Artikel 56 des Montanunion-Vertrags jedem Unternehmer, der einen arbeitslosen Stahlwerker beschäftigt. Zwischen 1980 und Mitte 1983 verhalf diese Bestimmung den Unternehmern zu 162 Millionen Mark, wofür es 3.650 Arbeitsplätze gab, davon lächerliche 740 im Ruhrgebiet, wo in den letzten Jahren über 30.000 Stahlkocher den Job verloren.

Branchenübergreifend sorgt die Gemeinschaftsaufgabe»Förderung der regionalen Wirtschaftsstruktur« für Subventionen. Von 1972 bis 1982 stellte der Bund rund 113 Milliarden Mark dafür bereit. Dazu kommt eine unbekannte Summe aus den Ländern und Gemeinden. Diese Mischfinanzierung ist nicht mehr rechenbar, weil sie auch die Abtretung von Nutzungsrechten oder die Überlassung von Grundstücken unter Wert einschließt. Zu Beginn der achtziger Jahre wurden allein in Nordrhein-Westfalen 220 Töpfe gezählt, aus denen Investoren sich bedienen konnten. In Bayern waren es 318, wovon bei 119 das Geld ohne festgeschriebene Richtlinien vergeben wurde, bei 75 wurden die Vergaberichtlinien nicht veröffentlicht.

Die Bundesregierung behauptet stolz, daß durch die regionale Strukturförderung binnen zehn Jahren über 760.000 Arbeitsplätze geschaffen und über eine Million Plätze gesichert wurden. Sie beruft sich dabei auf »Angaben der Unternehmen in ihren Anträgen«. Das ist allerdings kurios. Um an das Geld zu kommen, müssen die Unternehmer ihre Absicht erklären, Arbeitsplätze einzurichten. Die Bundesregierung nimmt die Absicht für die Tat.

Gefördert wird flächendeckend. Bis 1981 zählten knapp zwei Drittel der BRD zu den Fördergebieten, heute ist es noch fast die Hälfte. Allein in NRW gibt es 69 Standorte mit Subventionen bis zu 20 Prozent und weitere 177 mit 15 Prozent. Das führt dann dazu, daß Firmen aus Essen 500 Meter über die Stadtgrenze nach Bottrop ziehen, weil dort Fördergebiet ist. In Gronau an der niederländischen Grenze wurden innerhalb von 20 Jahren 120 Millionen Mark in die Wirtschaftsförderung gesteckt und damit 5.000 Arbeitsplätze geschaffen. Nun ist die Stadt pleite, und die Arbeitslosigkeit beträgt 30 Prozent, seit Gronaus Textilkönig Hendrik van Delden Pleite machte. Vorher entlockte er jedoch der Landesregierung eine Bürgschaft von 85 Millionen, von denen 45 Millionen unwiederbringlich verloren sind.

Der Subventionsabbau wird auf keinen Fall jene treffen, die »mit ihrer Kreativität, ihrem unternehmerischen Wagemut, ihrer dynamischen Anpassungsfähigkeit als unverzichtbare Träger des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritts« (Kanzler Kohl) gelten - die Jungunternehmer. Für sie stehen 180 Förderprogramme zur Verfügung, darunter eine Milliarde aus ERP-Mitteln und 400 Millionen aus dem Eigenhilfekapitalprogramm.

Wer zum Beispiel in Rheinland-Pfalz einen Produktionsbetrieb im Wert von 1,07 Millionen Mark errichten will, Zucht nach einer Berechnung der Handelskammer Koblenz nur 128.000 Mark Eigengeld. Das sind zwölf Prozent. Noch besser steht sich, wer in Zülpich bei Köln ein Unternehmen gründet, das neue Techniken anwendet. Dort gibt es 20 Prozent aus der regionalen Wirtschaftsförderung und 30 Prozent aus dem Technologieprogramm geschenkt.

Wenn das Unternehmen dann nicht floriert, braucht niemand zu fürchten, daß er das Geld zurückzahlen muß. Der britische Chemie-Multi ICI hatte für den Bau eines Werkes bei Landau in der Pfalz von der Landesregierung 1,7 Millionen Mark erhalten. Die Fabrik ist heute eine Industrieruine, weil ICI der Meinung war, sie erbringe nicht genug Gewinn. Als die Mainzer Landesregierung auf Rückzahlung der Investitionszuschüsse klagte, entschied das Oberverwaltungsgericht Koblenz, daß die Förderrichtlinien nur den Bau des Werks, nicht aber die Aufrechterhaltung einer verlustbringenden Produktion vorschreiben.

Garantierte Arbeitsplätze gegen Subventionen - das wäre ja der pure Sozialismus.

Konkret 10/84, S. 37

Rolf Gössner, Uwe Herzog

100tausendmal illegal

Je geheimer um so gemeiner. Die Polizei hierzulande hat im Laufe des Jahres Observations- und Erfassungspraktiken entwickelt, die sich der öffentlichen Kontrolle fast vollständig entziehen. Selbst die Datenschutzbeauftragten ahnen nur das Ausmaß dieser neuen geheim-polizeilichen Praktiken. Rolf Gössner und Uwe Herzog berichten in ihrem Buch »Im Schatten des Rechts« (Verlag Kiepenheuer & Witsch) von diesen Praktiken und deren Auswirkungen. Wir veröffentlichen einen Auszug aus dem Band, der dieser Tage erscheint

Die Observateure waren scharfgemacht, ihr Auftrag hieß: »Findet etwas, was, ist egal, nur: findet etwas!« Die Beamten, die da der Lehrerin Kathrin Mosler etwas »anhängen« sollten, waren allesamt Angehörige der Fahndungsgruppe der Bremer Polizei. Systematisch wurde der Bauernhof, den Kathrin Mosler am Rand von Bremen bewohnte, eingekreist - allerdings ohne jedes Aufsehen, denn die Polizeiführung bat in diesem Fall um »ganz besondere Vorsicht«, sich bei der Bespitzelung nicht erwischen zu lassen. Ein Zivilwagen kontrollierte die Zufahrtstraße, einer war im benachbarten Dorf postiert, und ständig saß ein Observateur im Baum des angrenzenden Wäldchens, um das Haus durchs Fernglas im Auge zu behalten. »Die Aktion war ein letzter Versuch«, so einer der beteiligten Beamten, »die Frau mit dem sogenannten 'terroristischen Umfeld' in Zusammenhang zu bringen«. Es ging darum, einen einmal entstandenen, wenn auch falschen Verdacht zu »erhärten« und - vor allem - längst gesammelte Daten über Kathrin Mosler nicht wieder löschen zu müssen. Ganz so, als wolle man dem Computer im Bremer Landeskriminalamt eine »persönliche Kränkung« ersparen, setzte die Polizeiführung ihre Fahndungsgruppe genau drei Wochen vor der anstehenden Gerichtsverhandlung in Bewegung, in der die Lehrerin auf vollständige Löschung des über sie erstellten Datensatzes klagen wollte.

Der 1974 gegen Kathrin Mosler erhobene Verdacht, sie sei eine »Anlaufstelle für RAF-Leute«, war längst ausgeräumt, ein diesbezügliches Ermittlungsverfahren war eingestellt. Doch Fingerabdrücke, Fotos und andere Daten fanden sich immer noch abrufbereit im Speicher des LKA-Netzes, das über eine Direktleitung zum Bundeskriminalamt in Wiesbaden verfügt. Einen Tag vor der Verhandlung gegen beide Ämter brachen die Fahnder ihre Observation ergebnislos ab. Was sie ihren Vorgesetzten zu berichten hatten, taugte nicht, um damit vor Gericht aufzutrumpfen: »Alles, was wir herausfanden, war«, so der an der Observation beteiligte Beamte weiter, »daß Kathrin Mosler tagsüber gern ihren Garten pflegte, abends schon mal ein Buch las, dreimal in der Woche in eine nahegelegene Schule fuhr, um dort zu unterrichten, und im übrigen kaum Besuch bekam. Schon gar keinen von 'Terroristen'.«

Schließlich, nach mehrjährigem Kampf um Rehabilitierung und um Löschung ihrer Daten, setzte das Verwaltungsgericht Bremen einen »Schlußpunkt« unter die Verfolgung der Lehrerin durch die Polizei: LKA und BKA wurden verurteilt, alle Daten in Sachen Kathrin Mosler zu vernichten. Am 23. April 1980 gab das LKA der Lehrerin schriftlich Bescheid: die Löschung sei erfolgt. Kathrin Mosler atmete erleichtert auf. Doch nur ein Jahr später wurde ihr klar, daß der Schein trog - das weitverzweigte Spinnennetz der Inneren Sicherheit hielt sie noch immer »gefangen«. Und diesmal war es der Verfassungsschutz, der sich für sie interessierte. Getarnte Agenten des Bremer Landesamt hatten ihre Autonummer notiert - in welchem Zusammenhang, ist bis heute unbekannt. Bekannt ist nur, daß die Nummer in Notizbüchern verzeichnet war, die Mitgliedern einer Bremer Wohngemeinschaft spektakulär in die Hände gefallen waren.

Daß auch das Autokennzeichen der Anwältin, die die Datenklage für Kathrin Mosler angestrengt hatte, in den VS-Notizbüchern auftauchte, schien kaum noch verwunderlich. Waren also die Daten der Lehrerin doch noch gespeichert - zumindest beim Verfassungsschutz? Wie kam der Geheimdienst dazu, Kathrin Mosler zu überwachen? Welchen Grund gab es und - welche »Hinweise«? Kurz: Wie - genau - funktioniert die Zusammenarbeit von Polizei und geheimen Diensten in Sachen Bürgerdaten?

Antwort darauf gibt ein interner Bericht des Bundesbeauftragten für den Datenschutz (BfD). Es geht um politische Polizei, genauer: um die Abteilung »Staatsschutz« (Amtskürzel: »St«) beim Bundeskriminalamt, zuständig für »politische Straftaten«. Der Bericht, 64 Seiten stark und mit der Geheimhaltungsstufe »Nur für den Dienstgebrauch« unter Verschluß, ist das Ergebnis einer Prüfung der beim »Staatsschutz« gespeicherten Daten. In offiziellen Verlautbarungen des Bundesdatenschützers, etwa im jährlich erscheinenden »Tätigkeitsbericht«, wird diese Prüfung lediglich erwähnt, detaillierte Ergebnisse sind der Öffentlichkeit bisher vorenthalten worden. Sonst würde es Betroffenen wie der Lehrerin Kathrin Mosler vielleicht auch leichter fallen, den Datenwirrwarr zu durchschauen - und sich besser zur Wehr zu setzen. Wenn es stimmt, was die Prüfung des Bundesdatenschützers zutage brachte, dann war es im Fall Mosler vermutlich nur ein einziger Knopfdruck, der dem Verfassungsschutz all das auf den Computerbildschirm »zauberte«, was die Polizei über die Lehrerin »ermittelt« hatte. Das schließlich war der Verdacht, eine »politische Straftat« begangen zu haben - dafür zuständig ist, wie gesagt, die Abteilung »Staatsschutz« beim BKA.

Und die speichert ihre »Vorgänge« (Amtsjargon) nicht etwa in einem der polizeilichen Computersysteme, sondern im Geheimdienstcomputer »NADIS« - dem »Nachrichtendienstlichen Informationssystem«. Im sechsten Tätigkeitsbericht des Bundesbeauftragten für den Datenschutz vom 1. Januar 1984 heißt es dazu: »Die Folge ist, daß, jedenfalls soweit jeweils

Vorgänge zu ein und derselben Person bestehen, die Informationen hierüber wechselseitig im Online-(Direkt-d.V.) Verkehr abgerufen werden können. Das Bundesamt für Verfassungsschutz und die Landesämter für Verfassungsschutz können also durch NADIS-Abfragen im Online-Verkehr feststellen, zu welchen Personen bei der Abteilung Staatsschutz des Bundeskriminalamtes Vorgänge existieren und umgekehrt. Daß dies eine unzulässige, weil nicht in jedem Einzelfall erforderliche, Datenübermittlung ist, die zudem gegen das verfassungsmäßig verankerte Gebot der Trennung von Polizei und Verfassungsschutz verstößt, habe ich bereits... dargelegt.« Im Klartext: Polizei und Geheimdienste arbeiten, zumindest im politischen Bereich, enger zusammen als das Grundgesetz erlaubt. Längst ist damit eine gemeinsame geheime Staatspolizei am Werk, die den »kleinen Dienstweg von Amt zu Amt im Sitzen »zurücklegt« - per Druck auf den Computerknopf. Wenn es weiter stimmt, was der Bundesdatenschützer herausfand, dann sind es immerhin 200.000 Bürger, die - zumindest bis zum Zeitpunkt der Prüfung - von den grundrechtswidrigen Speicherungen des »Staatsschutzes« beim BKA betroffen sind. Von diesen 200.000 Datensätzen dürften sich 100.000 - von »rechtswegen« - in überhaupt keinem Computer des »Staatsschutzes« finden lassen. Im internen Prüfbericht des Bundesdatenschützers heißt es: »Rechnet man einmal die im Laufe dieser Prüfung durchgesehenen Akten und die dabei entdeckten 'Löschfälle' hoch, so dürfte vermutlich die Hälfte der insgesamt etwa 200.000 Speicherungen in NADIS zu löschen sein.« Der Bericht empfiehlt dem BKA, die Speicherungen sofort aus NADIS »herauszulösen« und in einer gesonderten »Schmutzdatei« geforderte Löschungen vorzunehmen. Wieviel »Schmutz« da angefallen ist, machen umfangreiche Fallbeschreibungen deutlich, die in dem geheimen Prüfbericht zusammengetragen wurden. Was sich dabei auftut, ist der vermutlich größte Sumpf rechtswidrig gespeicherter Bürgerdaten durch bundesdeutsche »Sicherheitsbehörden«.

Welche »Erkenntnisse« ausreichen, um die zweifelhafte Ehre einer Speicherung durch das BKA zu erfahren, zeigen folgende - vom Bundesbeauftragten für den Datenschutz als rechtswidrig eingestufte - Fälle:

Im Oktober 1952 nahm die heute 68jährige Renate J. an der 2. Westdeutschen Delegiertenkonferenz des »Demokratischen Frauenbundes« teil und wurde in den Vorstand gewählt - gespeichert! Keine Straftat, kein Ermittlungsverfahren, nicht einmal eine Ordnungswidrigkeit. Nur eine »Vorfelderkenntnis« (Amtsjargon), die bisher über drei Jahrzehnte im Computer erfaßt war.

Der damals 17jährigen Gabriele A. und ihren beiden 16 Jahre alten Freundinnen Evelin G. und Roswitha L. wurde eine Fahrradtour an die DDR-Grenze bei Coburg im August 1961 zum gespeicherten »Verhängnis«: Sie kamen nämlich mit Offizieren der »Nationalen Volksarmee« ins Gespräch und schenkten ihnen dabei eine West-Illustrierte und die Coburger Zeitung. Der Flirt wurde zum »Verdacht auf nachrichtendienstliche Tätigkeit« - gespeichert!

Viele der Betroffenen könnten sich sicherlich noch nicht einmal einen Reim darauf machen, warum der Staatsschutz ein Auge auf sie hat. Etwa der Filmregisseur Wim Wenders (»Im Lauf der Zeit«, »Der amerikanische Freund«, »Hammet«, »Paris, Texas«). Über ihn heißt es im geheimen Datenschutzbericht: »... Wim Wenders, der mit einer Staatsschutzakte in NADIS gespeichert ist, die aber bereits an die Abteilung TE in Wiesbaden abgegeben worden ist.« TE steht für »Terrorismus«, und allein die Tatsache, daß jene Akte an die BKA-Abteilung TE abgegeben worden ist, ohne die Speicherung beim Staatsschutz zu löschen, verstößt bereits - so der Bericht - gegen geltende Rechtsvorschriften.

Wim Wenders jedenfalls weiß nichts von einem Ermittlungsverfahren gegen ihn: »Ich kann mir nicht vorstellen, worum es da geht.« Vielleicht, so spekuliert er, nachdem wir ihn über die Speicherung im Staatsschutzcomputer in Kenntnis setzten, sei der »Ursprungsverdacht« 1968, also vor sechzehn Jahren, in München zu suchen: »Da bin ich im Zusammenhang mit den Studentenunruhen aufgefallen. Die Polizei hat damals versucht, aus mir eine Art 'Rädelsführer' zu machen. Weil da auch Steine in Fensterscheiben geflogen sind, gab es, nachdem man auch mich festgenommen hatte, auch ein Verfahren. Ich wurde wegen Landfriedensbruch und Widerstand - ich wollte mich nicht festnehmen lassen - zu einer Bewährungsstrafe verurteilt.« Später fielen fast alle Verfahren unter die Generalamnestie für die verurteilten Studenten, auch das gegen Wim Wenders. Heute existiert eine Staatsschutzakte und eine bei der BKA-Gruppe »Terrorismus«.

Möglich, daß die »Verdatung« ohne persönliche Konsequenzen bleibt, Extremfälle lassen jedoch auf Schlimmeres schließen - auf die Möglichkeit, sogar in ernste Gefahr für Leib und Leben zu geraten. Einer dieser Fälle ist der des Schäfers Helmut Schlaudraff. Als der im Jahre 1977 auf einem Anhänger drei tote Schafe, eines davon notgeschlachtet, zwei andere erfroren, transportierte, erschien er einer Polizeistreife verdächtig, da in der Gegend des öfteren Schafe als gestohlen gemeldet waren. Die Beamten überprüften das Kennzeichen seines Wagens und erfuhren aus dem BKA-Computer: »Polizeibekannt«. Der Eifer, mit dem die Besatzung daraufhin den vermeintlichen »Täter« stellte, war für Schlaudraff tödlich: Der Polizeihauptmeister B. hatte nämlich die Pistole gezogen, entsichert und (wie es in einem späteren Gerichtsurteil hieß) den Finger »im Abzugbügel gekrümmt«. Beim Öffnen der Fahrertür, hinter der Schlaudraff saß, fiel dann der tödliche Schuß (das Urteil gegen den Schützen lautete auf drei Monate mit Bewährung). »Polizeibekannt« war Schlaudraff, so stellte sich später heraus, weil er selbst des öfteren Schafe als gestohlen gemeldet hatte...

Im Schatten solcher, in diesem Fall sogar tödlichen Logik des Apparats ist die Speicherung von Bürgerdaten keine harmlose Beschäftigung - Mottos wie »die Polizei wird schon wissen, was sie tut« oder »Irgendwas wird schon dran sein«

bekommen einen bitteren Klang, sie halten sich durch die Annahme am Leben, man selbst sei schließlich nicht betroffen. Geheime Berichte wie der des Bundesdatenschutzbeauftragten

über den BKA-»Staatsschutz« machen deutlich, wie falsch diese Annahme sein kann. Da geraten selbst Kinder in Spionageverdacht, so wie die 14jährige Sandra M. Sie »ist gespeichert, weil ihr Vater sie gegenüber seiner Mutter, die noch in der DDR lebte, als Tarnadresse angegeben hatte, damit seine Mutter ihm ungehindert Briefe schreiben konnte (Offensichtlich war der Vater aus der DDR geflüchtet, d. V.). Der ganze Fall hat einen nachrichtendienstlichen Hintergrund, der aber im Laufe des Verfahrens nicht bestätigt wurde. Es geht aus der Akte hervor, daß ein nachrichtendienstlicher Verdacht, der ursprünglich gegen *einen Bekannten* des Vaters der Sandra M. in der DDR bestand, nicht mehr aufrechterhalten werden konnte. Losgelöst von der Frage, ob die sonstigen aus diesem Fall gespeicherten Daten noch zur Aufgabenerfüllung erforderlich sind, muß insbesondere gefragt werden, ob die Speicherung der Sandra M. erforderlich ist«. Nur ein Fall aus den rund 60.000 Datensätzen des BKA-»Staatsschutzes« in Sachen »Spionageabwehr«. Doch auch in ganz anderen Zusammenhängen werden aus Kindern und Jugendlichen schnell verdächtige »Staatsfeinde«. Der geheime Prüfbericht nennt folgende Fälle:

»Die 14jährige Alexia A. wurde am 10.4.1982 zusammen mit 20 anderen Personen vorläufig festgenommen, da sie zuvor mit Sprühfarbe Friedenstauben an eine Wand gesprüht hatte. Außerdem waren kurz vorher auch SPD-Plakate mit blauen Friedenstauben übersprüht worden. Alexia A. wurde erkennungsdienstlich behandelt« - gespeichert!

»Julia G., geb. 4.6.1967, ist gespeichert, weil gegen sie ein Ermittlungsverfahren bei der Staatsanwaltschaft Frankfurt läuft. Ihr wird vorgeworfen, zusammen mit drei Jugendlichen Farbschmierereien mit umweltbezogenen Parolen vorgenommen zu haben« - gespeichert!

»Udo H., geb. 3.1.1966, ist mit folgender Information gespeichert: Der Beschuldigte ist Fürsorgezögling (...) in Göttingen. H. befuhr provokatorisch in unmittelbarer Nähe für einen Einsatz bereitstehender Polizeikräfte mit seinem Fahrrad die Fußgängerzone der Göttinger Innenstadt. Trotz wiederholter Aufforderung, dies zu unterlassen, setzte er seine Fahrten fort« - gespeichert!

»Petra K., geb. 6.2.1968, ist gespeichert, weil sie bei der Durchsuchung eines besetzten Hauses in Berlin-Kreuzberg angetroffen und identifiziert worden ist. Gegen sie wurde ein Ermittlungsverfahren Wegen Hausfriedensbruch nach § 123, StGB eingeleitet« - gespeichert!

»Ein gewisser S. (Vorname unbekannt), geb. 11.3.1966, ist gespeichert, weil am 10.4.1982 durch das Polizeipräsidium München gegen ihn ein Verfahren wegen Beleidigung des Bayrischen Ministerpräsidenten Strauß eingeleitet worden ist. S. führte am 10.2.1982 bei einer angemeldeten Demonstration der Friedensinitiative Sendling eine Plastikmaske mit sich, die Gesichtszüge von Ministerpräsident Strauß aufwies« - gespeichert!

Die Liste der Verstöße gegen das Datenrecht scheint endlos: der »Staatsschutz« sammelt solche »Erkenntnisse« ebenso fleißig, wie man es von Geheimdiensten (etwa dem MAD) gewohnt ist. Vielleicht sogar fleißiger. Mit Vorliebe, das geht aus dem Bericht des Datenschützers hervor, werden diese »Erkenntnisse« auch weitergegeben.

Zurück zum Fall der Bremer Lehrerin Kathrin Mosler, die ihre Daten aus dem Computer klagte - weil sie durch Zufall wußte, daß sie gespeichert war und auch womit. Da gab es also noch ein Jahr, nachdem das Bremer Landeskriminalamt beteuert hatte, alle Daten seien gelöscht, Unterlagen beim Bremer Verfassungsschutz über sie. Und offenbar nicht nur dort, sondern auch - immer noch - beim Landeskriminalamt!

Der Beamte, der dabei war, als die Lehrerin noch kurz vor der Gerichtsverhandlung über die Datenlöschungen observiert wurde, ein ehemaliger Kriminalobermeister der Bremer Polizei, erklärte uns am 8. April 1984 in einer Eidesstattlichen Versicherung:

»Ich wußte, daß die Speicherung von Daten über Kathrin Mosler im Computer des LKA gerichtlich bereits untersagt war. Das war auch der Grund, warum ich den Kollegen um die Eingabe des Namens bat. Tatsächlich erschien der Name auf dem Bildschirm mit dem Hinweis 'Bestand vorhanden'. Was in diesem Bestand noch gespeichert war, konnte ich nicht mehr in Erfahrung bringen« - der »Kollege von der EDV« war stutzig geworden.

Konkret 10/84, S. 40

Uwe Klußmann

Noble Lichtgestalten

Tod und stetige Auferstehung des Andrej Sacharow im kalten Krieg der Stars und Streifen

Für Petra Kelly ist er »ein Symbol für die Menschenrechtsbewegung«, für Ronald Reagan »ein Mann von ungewöhnlichem Mut und Würde, der für alles spricht, was in der menschlichen Gesinnung gut und nobel ist«. Von Andrej Sacharow ist die Rede, einer der »großen und tröstlichen Lichtgestalten unseres Jahrhunderts« (so die CDU-Dissidentenbetreuerin Cornelia Gerstenmaier). Die Front der lautstarken Unterstützer des noblen Symbols für alles Gute, Wahre und Schöne reicht von Günter Grass bis Gerold Tandler, von Karol Woitylas katholischer bis zu Ernest Mandels trotzkistischer Internationale. Die Bundestagsfraktion der Grünen ist dabei nicht weniger engagiert als Otto von Habsburg. Das Ehepaar Sacharow befinde sich »in akuter Lebensgefahr«, erklärte die »Internationale Gesellschaft für Menschenrechte« am 23. Mai 1984 in der »FAZ«, und der SPD-Abgeordnete Binding sekundierte wenige Tage später, Andrej Sacharow drohe »physische und psychische Vernichtung«

Sacharow ist tot!

Es lebe Sacharow

Schreckliches wußte schon am 4. März 1984 die ehemalige Sowjetbürgerin und »Dissidentin« Natalija Viktorowna Gesse in der »Welt am Sonntag« über das Schicksal der Sacharows zu berichten. Sacharows Frau, Jelena Bonner, werde »planmäßig umgebracht, mit allen nur erdenklichen Mitteln«.

Im November 1983, rein zufällig wenige Tage vor dem Beschluß des Bonner Bundestages über die Pershing-2-Stationierung, war bereits der Vorsitzende des Außenpolitischen Ausschusses des Bundestages, Werner Marx, mit der Meldung an die Öffentlichkeit getreten, er habe »alarmierende Warnungen« erhalten, daß Sacharow möglicherweise in eine psychiatrische Klinik zwangseingewiesen werden solle.

Noch düsterere Anregungen für die Phantasie bundesdeutscher Zeitungsleser gab Lew Kopelew Ende Mai '84 in der «Zeit«. An den Sacharows, so Kopelew, werde ein »Foltermord« verübt. Am 3. Juni '84 war der Mord zumindest in der »Sunday Times« vollstreckt.

Der 63jährige sowjetische Dissident, so ließ das Blatt seinen Moskauer Korrespondenten Edmund Stevens berichten, sei in einem Krankenhaus in Gorki gestorben. Dies sei von »zuverlässigen«, wenn auch inoffiziellen Kreisen in Moskau verlautet.

Gleichzeitig verbreitete die französische Nachrichtenagentur Agence France Press (AFP) einen Bericht der italienischen Journalistin Giovanna Guibellie Basso, Mitarbeiterin der Florenzer Lokalzeitung »La Citta«. Sie habe einen Anruf von Jelena Bonner erhalten, die ihr mitgeteilt habe, daß eine Krankenschwester Frau Bonner gesagt habe, »daß Andrej nicht mehr unter uns ist«.

Medizinischer Fürsorge beraubt

Der Totgesagte allerdings war, wie Leonid Samjatin, Leiter der internationalen Informationsabteilung des ZK der KPdSU Anfang Juni bekannt gab, durchaus lebendig und keineswegs sterbenskrank. Das bewiesen auch Mitte Juni in Gorki aufgenommene Fotos von dem Ehepaar, die der sowjetische Journalist Victor Louis an die »Bild«-Zeitung verkaufte.

Sacharow hatte Anfang Mai nach eigenen Angaben einen Hungerstreik begonnen, um eine Auslandsreise seiner Frau Jelena Bonner zu erreichen, zwecks medizinischer Behandlung, wie er verlauten ließ. In der UdSSR, behauptete Sacharow in einer »an die Freunde überall in der Welt« überschriebenen Erklärung, sei Jelena Bonner »die ganze Zeit über medizinischer Fürsorge beraubt« gewesen.

Tatsächlich aber werden Jelena Bonner und Andrej Sacharow in der Sowjetunion fachärztlich versorgt. Eine Untersuchung Jelena Bonners Ende April dieses Jahres im Krankenhaus »N.A. Semaschko« in Gorki kam zu dem Ergebnis, ihr Gesundheitszustand sei »befriedigend«. Das Moskauer Krankenhaus Nr. 7 bestätigte den Befund. Andrej Sacharow wurde 1983, um einen Führerschein zu erhalten, von einer Ärztekommission untersucht. Das ärztliche Gutachten stellte fest: »Praktisch gesund. Fahrtauglich«. Frau Bonner erhält in den besten sowjetischen Kliniken eine Behandlung ihrer Augenkrankheit. Auch aus westlichen Ländern kommen Patienten in die Augenkliniken »Filatow« und »Helmholtz«, um sich dort von Professor Fjodorow behandeln zu lassen. Eine medizinische Versorgung, die internationales Ansehen genießt, soll für Frau Bonner nicht ausreichen?

Die Kampagne um Sacharow und Bonner wird seit einigen Jahren stets zu bestimmten Anlässen auf Hochtouren gefahren. Der Olympiaboykott der USA gegen die UdSSR 1980, der Besuch Leonid Breschnews in Bonn 198 1, der Aufschwung der Friedensbewegung in der BRD und die Olympiade in Los Angeles sowie die verschärfte Aggression der USA gegen Nicaragua wurden regelmäßig von neuen Highlights der Sacharow-Kampagne begleitet.

Die Töne verändern sich kaum. Schon am 15. Juni 1983 hatte Jelena Bonner im ZDF erklärt: »Sacharow schwebt in Gefahr, getötet zu werden... Also werden sie ihn töten. Sie haben keinen anderen Ausweg.«

Sacharow und die MX-Rakete

Sacharow, so Jelena Bonner im Juni 1983 gegenüber dem ZDF, sei »vollkommen allein, ohne Telefon, ohne Kontakt mit der Außenwelt«. Eine Woche nach diesem Interview Bonners veröffentlichte die US-amerikanische Zeitschrift »Foreign Affairs« einen Aufsatz Sacharows. In eben jener Zeitschrift, in der im Sommer 1980 die beiden Atomkriegsstrategen Colin S. Gray und Keith Payne ihren mittlerweile berühmt-berüchtigten Aufsatz »Victory is possible« (Sieg ist möglich) publiziert hatten, beschäftigte sich Sacharow mit dem Thema Frieden und Abrüstung.

Sacharow behauptete in seinem Artikel in trauter Übereinstimmung mit den NATO-Propagandisten eine »Verschiebung des strategischen Gleichgewichts in den 70er Jahren zugunsten der UdSSR« und vertrat die These: »Es kann sein, daß die Verhandlungen über die Begrenzung und Verringerung dieser Raketen besser vorankommen, wenn die USA die MX-Raketen besitzen ... « Das Thema war in den USA gerade aktuell, im US-amerikanischen Kongreß stand die Entscheidung über die Produktion der MX-Intercontinentalraketen an. Der Einfluß des Symbols der Menschenrechtsbewegung, das bekanntlich für alles spricht, »was gut und nobel ist« (Reagan), auf die Entscheidung des Kongresses für die MX-Rakete war nicht unerheblich. Sacharows Forderung nach der Produktion der MX-Rakete, die Teil des Aufrüstungsprogramms des Pentagon mit dem erklärten Ziel der »Enthauptung« (Pentagon-Leitlinien) der UdSSR ist, wird in der Sowjetunion, als Kriegspropaganda verstanden. Die aber ist in der Sowjetunion im Gegensatz zu den Ländern des »freien Westens« strafbar, nach dem Gesetz zum Schutze des Friedens vom 12. März 1951 sowie nach Artikel 71 des sowjetischen Strafgesetzbuches, und wird mit Freiheitsstrafe von drei bis acht Jahren geahndet.

Sacharow allerdings ist wegen seines Plädoyers für US-Erstschlagswaffen bislang nicht belangt worden. Stattdessen wurde er (bereits im Januar 1980) zwangsweise nach Gorki umgesiedelt - wo er so sehr von der Welt abgeschnitten war, daß er fast täglich Kontakt mit den westlichen Medien aufnehmen konnte.

Der Appell in »Foreign Affairs« an die USA, das Wettrüsten zu forcieren, war kein Ausrutscher des Mannes, der in den Spalten der westlichen Presse stets im Glanze des ihm 1975 verliehenen Friedensnobelpreises erscheint. Schon am 4. Mai 1980 hatte Sacharow in einem über westliche Presseagenturen verbreiteten Text vor dem »Antiamerikanismus einiger Vertreter der westeuropäischen Intelligenz« gewarnt und erklärt: »Ich betrachte die Vereinigten Staaten von Amerika als den von der Geschichte bestimmten Führer einer Bewegung zu einer pluralistischen und freien Gesellschaft... Europa muß Schulter an Schulter mit dieser transozeanischen Demokratie kämpfen, die aus Europa hervorging und seine größte Hoffnung darstellt.«

Das amerikanische Vorgehen im Krieg gegen Vietnam sah der Friedensnobelpreisträger kurz nach Ende des Krieges und der Befreiung Vietnams in einem Aufsatz in der »Welt« am 9. August 1975 in seiner Eigenschaft als Regimekritiker durchaus kritisch: »Amerika hätte viel beharrlicher einen Druck auf die UdSSR ausüben müssen, um die Waffenlieferungen nach Nordvietnam zu verhindern. Ein großer Teil der Schuld trifft jedoch auch die westeuropäischen Länder sowie Japan und die Völker der Dritten Welt, die nichts taten, um Widerstand gegen den totalitären Bedroher in Südostasien zu leisten.«

Die Grünen - »positiver Beitrag« zu rechter Kampagne

Daß sie von Andrej Sacharow mit Freundlichkeiten vom Charme eines Verfassungsschutzberichtes überhäuft werden, stört einige der Vertreter der westlichen linken Intellektuellen in keiner Weise. Milan Horacek, Bundesabgeordneter der Grünen und Experte der Fraktion für grüne Ostpolitik, ließ es sich nicht nehmen, der westdeutschen Linken Ende Mai '84 ihre geringe Solidarität mit dem Gespann Sacharow/ Bonner vorzuwerfen, was von Springers »Welt« genüßlich wiedergegeben wurde. Als Horacek im Mai im Bonner Bundestag für Bonner und Sacharow in das Rednerpult stieg, forderte er, man müsse sich »von den halbherzigen und matten Floskeln einer Entspannungspolitik befreien, die nur noch auf Profite im Ost-West-Geschäft zielt und nicht mehr auf die Solidarität mit denen, die für demokratische Rechte und Frieden auch in Osteuropa unabhängig von ihren Staaten eintreten wollen«.

Wer mit solchen flotten Reden Egon Bahr links blinkend von hinten rechts überholt, muß zwangsläufig in rechte Gesellschaft oder auch an eine rechte Gesellschaft geraten, z. B. an die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) mit Sitz in Frankfurt, Kaiserstraße 72, die eine zentrale Rolle bei der Sacharow-Kampagne spielt. Die IGFM appellierte am 17. Mai an die im Bundestag vertretenen Parteien, eine Resolution mit der Forderung nach unbeschränkter

Reisefreiheit für das Duo Sacharow/Bonner an die Regierung der UdSSR zu verabschieden. Der Bundestag spurte bekanntlich. Die IGFM veranstaltete parallel zu diesen Bemühungen in Bonn ein »Solidaritätsfasten« für Sacharow, dem auch eine Delegation der Grünen im Bundestag mit Milan Horacek und Gabriele Potthast einen freundlichen Besuch a - stattete. Daraufhin sah IGFM-Pressesprecher Jörn Ziegler die Bemühungen der Grünen, ebenso wie die der anderen Parteien, als »positiven Beitrag« zur Sacharow-Kampagne.

Die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte ging Ende der 70er Jahre aus der Gesellschaft für Menschenrechte hervor, deren Vorsitzende bis Februar 1978 Cornelia Gerstenmaier war. Sie gibt heute die im Springerschen Ullstein-Verlag erscheinende Zeitschrift »Kontinent« heraus, ein Forum für rechte und rechtsradikale Kräfte aus der osteuropäischen Emigrantenszene. Geschäftsführender Vorsitzender der IGFM ist der ehemalige Sowjetbürger I.I. Agrusow, den die Frankfurter Wochenzeitung »die tat« unwidersprochen einen Mann des CIA nennen konnte. Der Pressesprecher der Gesellschaft, Jörn Ziegler, sammelte Anfang der 70er Jahre seine ersten politischen Erfahrungen, indem er sich in Göttingen als Mitglied der ultrarechten »Unabhängigen Schülerunion« engagierte und an der Max-Planck-Schule Stimmung gegen eine Ausstellung über den Vietnam-Krieg machte.

Die IGFM, die nach eigenen Angaben 200 Mitglieder und 20.000 Förderer in der BRD hat, ist weltweit in neun Sektionen gegliedert, die von den USA bis Australien, von Österreich bis Spanien um die Verbreitung antikommunistischer Propaganda bemüht sind.

Hetze gegen Nicaragua oder: Die hundert Geliebten der Kommandanten

Neben der Sowjetunion und der DDR steht seit einiger Zeit auch Nicaragua im Visier der Menschenrechts-Schützen aus der Kaiserstraße 72 in Frankfurt. In ihrem Organ »Menschenrechte« polemisiert die IGFM gegen »das Nicaragua Bild von Günter Wallraff« in KONKRET, diffamiert den nicaraguanischen Innenminister Tomas Borge als Mörder, läßt eine Christa von Köhler Klagen über die »gotteslästerlichen Gedichte« des Sandinisten Fernando Cardenal führen und verbreitet Schauergeschichten über »willkürliche Tötungen, Vergewaltigungen und Folter« in Nicaragua.

Ein angeblich aus Managua in Nicaragua stammender anonymer Beitrag der Zeitschrift lamentiert über die »Unmoral« im revolutionären Nicaragua, wo »die Frauen sich jedem Internationalisten an den Hals« werfen, und wartet mit der bemerkenswerten Enthüllung auf: »Die Kommandanten haben Hunderte von Geliebten ... «

Für ihre verdienstvolle Tätigkeit im Sinne der globalen Politik der Reagan-Administration hatte die IGFM nach ihrem offiziellen Kassenbericht für das Jahr 1983 mehr als 2,3 Millionen Mark an »allgemeinen Spenden« zur Verfügung. Woher das Geld im einzelnen stammt, steht nicht im Kassenbericht. Fest steht allerdings, daß die IGFM 1982 bereits fünf Tage nach der Erklärung Reagans über das US-amerikanische Embargo gegen das westeuropäisch-sowjetische Erdgas-Röhren-Geschäft die Lügen-Kampagne von den »Erdgas-Sklaven« gestartet hat. Von den Gefangenen, die die IGFM als angebliche Zwangsarbeiter an der Pipe-Line bezeichnete, war, wie KONKRET (10/82) damals recherchierte, keiner dort tätig.

Von »Bild« zu »taz«

Das IGFM-Mitglied Julia Wosnessenskaja, ehemalige Sowjetbürgerin, erzählte damals in »Bild am Sonntag« (15. August 1982) Horrorstories von den »Erdgas-Sklaven«. Am ersten Juni dieses Jahres meldete sich dieselbe Julia Wosnessenskaja wieder zu Wort, diesmal in der »taz«. Dort berichtete sie von einer angeblichen »Treibjagd« gegen Jelena Bonner in der Sowjetunion, die »an die Methoden der Hexenverfolgung« erinnere. Die »taz«-Redaktion ließ es sich nicht nehmen, sich bei dieser politischen Märchenerzählerin von rechtsaußen in einem Vorwort ausdrücklich für den Beitrag zu bedanken, zumal die Autorin mit der politischen Position der »taz« »gewiß Probleme« habe.

Fälscher und Faschisten im Pfaffenkleid

Die IGFM arbeitet nach Auskunft ihres Pressesprechers Jörn Ziegler auch mit anderen in einschlägigen Ostmissionen tätigen Gruppierungen zusammen, u.a. auch mit der »Hilfsaktion Märtyrerkirche« (HMK).

Die »Hilfsaktion Märtyrerkirche« wurde von dem 1911 in Rumänien geborenen Pfarrer Richard Wurmbrand gegründet. Wurmbrand hatte sich nach 1933 in Rumänien als Spitzel der faschistischen Polizei betätigt; wegen seiner Aussagen in einem Prozeß gegen 35 streikende Eisenbahner in Timisoara (heute: Temesvar) im Südwesten Rumäniens wurden damals langjährige Haftstrafen ausgesprochen.

Die HMK, die direkte Agenten- und Wühlarbeit gegen die sozialistischen Staaten leistet, schlägt in ihrer Zeitschrift »Stimme der Märtyrer« offen faschistische Töne an.

1977, während der Schleyer-Entführung, forderte das Blatt die Erschießung von Gefangenen der RAF, und nach dem Putsch Pinochets gegen die sozialistische Regierung Allende sandte HMK-Chef Wurmbrand an Pinochet ein Telegramm:

»Gratulation für den Sieg der Freiheit über die atheistische Tyrannei. Sie waren ein Beispiel für andere Nationen, die von den Roten unterdrückt werden« (»Stimme der Märtyrer«, Nr. 34, 1974).

In diesem Sinne greift die HMK seit Jahren den Weltkirchenrat wegen seiner Unterstützung für Befreiungsbewegungen im südlichen Afrika heftig an.

Das Sekretariat des Lutherischen Weltbundes stellte 1975 fest, daß die Berichte Wurmbrands über angebliche Verfolgungen von Christen in Osteuropa »auch zahlreiche Übertreibungen, Verallgemeinerungen und manchmal geradezu falsche Behauptungen« enthalten.

Ein anschauliches Beispiel dafür findet sich in der HMK-Zeitschrift »Stimme der Märtyrer« vom Juni 1978, die auf dem Titelbild ein unscharfes Foto von Kleinkindern in gestreifter Kleidung präsentierte und dazu erklärte, es handele sich um »ein aus einem Sowjet-KZ geschmuggeltes Bild«, das »Kinder in Häftlingskleidung« zeige. Das Foto wurde danach u.a. im dänischen Fernsehen als Dokument aus einem sowjetischen Kinder-KZ gesendet. Tatsächlich stammte das Foto, wie die Tageszeitung »UZ« damals nachwies, von einer Fotografin der DDR-Presseagentur ADN. Es zeigte Kinder in einer Kinderkrippe in Torgau (DDR) und wurde auf der World-Press-Foto 1977 in Amsterdam mit dem zweiten Preis in der Kategorie »Das schöne Foto« ausgezeichnet.

Die »Hilfsaktion Märtyrerkirche« ist personell eng verflochten mit dem im Juni 1977 in Bad Oeynhausen gegründeten »Brüsewitz-Zentrum«, benannt nach dem Pfarrer Oskar Brüsewitz, der sich im August 1976 in der DDR selbst verbrannte. Für die enge Verfilzung von HMK und Brüsewitz-Zentrum sorgen u.a. Hans Braun, Vorsitzender der HMK, »Schriftleiter« des HMK-Organs »Stimme der Märtyrer« und Vorstandsmitglied des Brüsewitz-Zentrums, sowie Pfarrer Klaus Reiner Latk, Leiter des DDR-Referats der HMK und ebenfalls Vorstandsmitglied im Brüsewitz-Zentrum. Latk ist zudem Redakteur des »Informations- und Pressedienstes« des Brüsewitz-Zentrums. Rein zufällig erscheint das Organ dieses Zentrums in der HMK-eigenen »Stephanusedition Verlags GmbH«, die blockübergreifend ergreifende »Literatur für die christliche Familie in Ost und West« anbietet. Auf der Gründungsversammlung des Brüsewitz-Zentrums im Juni 1977 traten angesehene Politiker als Redner auf. Ansprachen zur feierlichen Eröffnung dieses Zentrums für christlich verbrämten Revanchismus hielten u.a. Otto von Habsburg, seit Jahrzehnten ein Hansdampf in allen rechten Gassen, der CSU-Bundestagsabgeordnete Hans Graf von Huyn und der CDU-Abgeordnete H. Klein. Weitere öffentliche Unterstützer des Brüsewitz-Zentrums waren u.a. Gerhard Stoltenberg, Franz-Josef Strauß, Konstantin Freiherr von Heeremann und Cornelia Gerstenmaien

Während die HMK die Dissidenten-Kampagne in militant-reaktionären Kirchenkreisen mit Demagogie vorantreibt, und die IGFM die Rolle der seriösen Menschenrechtskämpfer übernimmt, serviert das Brüsewitz-Zentrum die Kampagne schmackhaft für Otto Normalchrist. Die Arbeitsteilung ist perfekt.

Die »Hilfsaktion Märtyrerkirche« ist nicht die einzige Gruppierung der Szene, die in der Kampagne um Sacharow engagiert ist. Die »Deutsche Nationalzeitung« pries am 22. Juni dieses Jahres in einem Artikel den »sowjetischen Regimekritiker Sacharow« und meinte im Namen der Volksgemeinschaft feststellen zu müssen: »Gerade das deutsche Volk empfindet für Kopelew und Sacharow tiefe Dankbarkeit.«

Dem »Kronzeugen Helmut Kohls« (Staatsminister Alois Mertes im Juli 1983 über Sacharow) war schon am 12. Dezember 1981, wenige Wochen nach der großen Friedensdemonstration, auch der »Bayernkurier« dankbar: »Beinahe wäre es Breschnew gelungen, alles und jedes mit der sogenannten Friedensdiskussion zu überlagern. Die Reaktion der Welt auf Andrej Sacharows Hungerstreik zeigt aber, daß es der Kreml-Chef nicht leicht haben wird ... «

Wo die NATO-Argumente gegen die sowjetischen Abrüstungsvorschläge aussetzen, setzt die Sacharow-Kampagne ein.

Radio Free Europe/ Radio Liberty

Die in München ansässigen CIA-Sender »Radio Free Europe« und »Radio Liberty« (das in den fünfziger Jahren noch etwas offenherziger als »Radio Liberation Russia from Bolshevism«, Radio zur Befreiung Rußlands vom Bolschewismus, firmierte) bemühten sich nach Kräften, die Kampagne um Sacharow und andere Dissidenten in die UdSSR und die anderen osteuropäischen Staaten hineinzutragen.

Mehr als 1.020 Stunden pro Woche strahlt Radio Free Europe/Radio Liberty (RFE/RL) Programme in sechs Sprachen gen Osten, davon 24 Stunden täglich in Russisch. 1. 700 Mitarbeiter der Institution sammeln Informationen, knüpfen Kontakte zu Dissidenten und bereiten Sendungen vor.

Der jetzige Direktor von Radio Liberty, George Bailey, war zuvor in der Redaktion der von Cornelia Gerstenmaier geleiteten Zeitschrift »Kontinent« tätig. William G. Mahoney, Information Services Officer von RFE/RL, teilte am 6. Juni 1984 auf Anfrage mit, daß »täglich in den Nachrichten und Kommentaren sowohl von RFE als auch von RL über die neuesten Entwicklungen im Fall Sacharow berichtet wird«. Zweck des US-Propagandasenders bei München ist es, wie RFE/RL in einem Prospekt treuherzig mitteilt, »zu verhindern, daß Bürger eines Staatswesens in einer Weise manipuliert

werden können, die den Interessen des Weltfriedens und denen der USA entgegensteht«.

Konkret 10/84, S. 44

Franz Lerchenmüller

Angeln

Ein Beitrag zum Verfall der Sitten

PROLOG

Dies alles, meinen Linke, gehe sie nichts an: Kleingärten, Brieftauben, Freiwillige Feuerwehr, »Wetten daß« und Schützenfeste. Wenn es hochkommt, verirrt sich der eine oder andere mal in ein Fußballstadion, aber alle anderen Vergnügungen des gemeinen Volkes sind ihnen suspekt, gelten höchstens als bestätigender Hinweis auf Engstirnigkeit und Verbohrtheit des bekanntlich reaktionären deutschen Arbeiter-Kleinbürgers.

Dementsprechend sieht auch das gängige Urteil über Angler aus: Gefühllose Langweiler, die den Großteil ihrer Freizeit damit verplempern, stumpfsinnig auf Wasser zu starren, mit Fängen prahlen, die sie nie gemacht haben, hilflose Kreaturen quälen und natürlich das ökologische Gleichgewicht versauen. Kontaktarme Sonderlinge und muffige Vereinsmeier zugleich. Basta. Klappe zu.

»Er war ein alter Mann, der allein in einem kleinen Boot im Golfstrom fischte, und er war jetzt vierundachtzig Tage hintereinander hinausgefahren, ohne einen Fisch zu fangen. In den ersten vierzig Tagen hatte er einen Jungen bei sich gehabt. Aber nach vierzig fischlosen Tagen hatten die Eltern des Jungen ihm gesagt, daß der alte Mann jetzt bestimmt für immer 'salao' sei, was die schlimmste Form von Pech haben ist ... «

E. Hemingway, Der alte Mann und das Meer

DIMENSIONEN

Angeln. Das Fangen und Töten von Tieren als »Freizeitsport«. Man schätzt, daß etwa eineinhalb Millionen Bundesbürger ihm nachgehen, 1,2 Millionen davon regelmäßig. Über eine halbe Million Angler sind in den etwa 5.000 Vereinen organisiert. Die Mitgliedszuwachsraten betrugen in den letzten Jahren teilweise zehn bis 15 Prozent, gehen erst seit kurzem wieder zurück. Den Vereinen liegt, ihrer Natur gemäß, die Aufrechterhaltung eines geregelten deutschen Vereinslebens sehr am Herzen, mit Versammlungen, Bunten Abenden, Jahresausflügen, der Schulung , des Nachwuchses und der Veranstaltung von sehr umstrittenen Wett- und Pokalfischen. Genauso intensiv aber kümmern die sich um die »Pflege der Gewässer«, also den Besatz mit Jungfischen, den Schutz von Pflanzen und Vögeln und - brisantes Thema - die Sauberhaltung des Wassers. Von ihren Mitgliedern verlangen sie neben hohen und höchsten Beitragzahlungen, beim Bau und der Instandhaltung von Stegen, Häuschen oder Uferbefestigungen und bei Müllsammelaktionen mitzuarbeiten.

Tausende von Menschen leben indirekt vom Angeln. Hersteller von Rollen, Ruten und Gummistiefeln, Verkäufer im Fachhandel, Fischzüchter, Reiseveranstalter, Kutterbesatzungen, Fischereibeamte, Fachjournalisten, Buchautoren. Angeln ist in der Bundesrepublik längst ein Stück Alltagskultur geworden.

»Er freute sich, als er das sanfte Zupfen spürte, und dann fühlte er etwas Hartes und unglaublich Schweres. Es war das Gewicht des Fisches, und er ließ die Leine, die sich von der ersten der zwei Reserverollen abwickelte, auslaufen, hinunter, hinunter. Als sie hinunterlief und dabei leicht durch die Finger des alten Mannes glitt, konnte er immer noch das große Gewicht spüren, obwohl der Druck seines Daumens und Zeigefingers nahezu unmerklich war. ´Was für ein Fisch´, sagte er, ´jetzt hat er ihn seitlich im Maul, und er zieht damit fort.´«

DIE OPFER

Ihre Namen sind hierzulande hauptsächlich: Aal, Hecht, Karpfen, Forelle, Schlei, Barsch, Zander, Brachse, Rotauge, Wels... An der Küste zusätzlich: Dorsch, Scholle, Makrele, Hornhecht... Fische. Leiden sie, wenn sie gefangen werden? Ist Angeln Tierquälerei? – »Im Idealfall, wenn der Haken richtig sitzt und der Fisch an Land 'waidgerecht' behandelt wird (das Tierschutzgesetz spricht von einer 'Betäubungspflicht' bei Fischen), stirbt die Beute ohne große Qual« (Dietrich Westphal).

Wenn aber der Haken verschluckt wird und im Magen oder Schlund sitzt, wenn Wunden in die Außenhaut des Fisches gerissen werden oder er an Land nicht schnell und sachkundig getötet wird, dann leidet er. »Mittelbarer Schmerz« wird Fischen beim Angeln immer zugefügt, durch die Streßsituation, der sie am Haken und im Kescher ausgesetzt sind: deren Folgen sind krankhafte Veränderungen im Organismus, die zu einer allgemeinen Schwächung der Tiere führen, wodurch wiederum ihre Widerstandskraft gegen Krankheiten und Feinde herabgesetzt wird. Vor allem ein Teil der Fische, die

zurückgesetzt werden, weil sie noch zu klein sind, dürfte daran zugrunde gehen.

DIE TÄTER

Der gute Angler erkennt wo der Fisch im Wasser steht, weiß, welche Hakengröße, welche Sehnenstärke er jeweils zu verwenden hat, ob er besser Teig oder Wespenmaden als Köder anbietet. Er plaziert seine künstliche Fliege per Schnur genau dort ins Wasser, wo er die Forelle vermutet. Am Zucken der Pose kann er ablesen, ob sich Kleinfische um den Köder balgen oder ob ein »Kapitaler« daran zupft. Wenn der Schwimmer abtaucht, setzt er den Anhieb im richtigen Moment, nicht zu früh und nicht zu spät, damit der Haken exakt im Maul sitzt. Er versteht es, beim Drill die Schnur immer so angespannt zu halten, daß der Fisch den Haken abschütteln kann, sie aber nie so zu überdehnen, daß sie reißt.

Kurz: Angeln erfordert Geduld, Konzentrationsfähigkeit, Fingerspitzengefühl, körperliche Ausdauer, Durchhaltevermögen. Eigenschaften, die auch an der Werkbank gefragt sind und den guten Facharbeiter auszeichnen. Die zur Entfaltung zu bringen aber erst dann wirkliche Freude macht, wenn sie für sich selbst, für den eigenen Erfolg eingesetzt werden können und nicht bei der Herstellung irgendwelcher Güter verwendet werden müssen, deren hauptsächlicher Zweck darin besteht, den Profit anonymer Aktionäre zu vermehren.

Richtiges Angeln ist eine nichtentfremdete Tätigkeit, und ich behaupte, es hat eine ganze Menge damit zu tun, daß an Pfingsten die Kumpel aus dem Ruhrgebiet in Scharen nach Texel pilgern und dort dicht an dicht Wattwürmer auf ihre Haken schieben und nach Schollen auswerfen.

» ... und der Fisch kam heraus. Er kam heraus, ohne Ende, und das Wasser strömte ihm von den Seiten. Er leuchtete in der Sonne, und sein Kopf und sein Rücken waren dunkelviolett, und in der Sonne sah man an seinen beiden Seiten breite, lavendelfarbene Streifen. Sein Schwert war so lang wie ein Baseballschläger und zugespitzt wie ein Rapier, und er hob sich in seiner ganzen Lange aus dem Wasser, und dann glitt er wie ein Taucher so geschmeidig wieder hinein ... «

EXPANSION

Angeln, das war vor langer Zeit einmal ein sehr fürstliches Vergnügen, ein Privileg der Kaiser und Feudalherren. Eine der Forderungen der Bauern im Bauernkrieg war denn auch, Jagd und Fischfang frei ausüben zu dürfen. Nach englischen Veröffentlichungen erschienen im 17. und 18. Jahrhundert auch in Deutschland erste Bücher, die sich mit dem Angeln, vor allem dem Bau der Gerätschaften, beschäftigten. Doch erst Mitte des 19. Jahrhunderts nahm die Zahl derer zu, die in den Stunden am Wasser einen Ausgleich suchten, oft für die mühselige Schinderei in Manufakturen und Fabriken - und für die ein Fisch auch ein Stück Nahrung war.

Erste Gruppen von Anglern fanden sich zusammen, der Deutsche Anglerbund wurde gegründet, daneben 1921 auch der Deutsche Arbeiter-Anglerbund. Ihm gehörten zehn Jahre später schon 153 Vereine mit 7.400 Mitgliedern an. Ein Schwerpunkt seiner Arbeit war die breitgefächerte Ausbildung der Jugend, durch die sehr viel mehr vermittelt werden sollte als Angelfachwissen: Klassenbewußtsein. 1933 wurde der Arbeiter-Anglerbund wie alle Sportverbände aufgelöst und in den »Reichsverband Deutscher Sportfischer« überführt.

Die Angler, die aus dem Krieg zurückkehrten, zogen Ende der 40er Jahre wieder mit Schnur und Rute los, doch der Kreis der Eingeweihten blieb lange Zeit ziemlich klein. Angeln - das gab es in zwei Ausführungen: einerseits als proletarisches Hobby, zum andern aber als Freizeitsport von Millionären, die dem Fischfang an gepflegten Privatgewässern nachgingen und schon mal zum Lachsfischen nach Irland flogen (was bis heute so geblieben ist).

Erst als in den siebziger Jahren der Ruf nach »aktiven Freizeitmöglichkeiten« immer lauter wurde und die modische Sehnsucht nach »draußen« wuchs, und alles Zubehör zum Outdoor-life zum Verkaufsschlager wurde, kam der »Aufschwung«. Eine gut verdienende Mittelschicht entdeckte neben Abenteuerreisen, Geländewagen und Wildwassertrecking nun auch das Angeln. Und siehe, es wurde zum »Volkssport«.

Doch auch die Probleme nahmen zu. Bis vor wenigen Jahren konnte jeder, der wollte, sich fast überall eine Tages- oder Jahreskarte für einen bestimmten See oder Fluß kaufen und dann drauflosangeln. Doch der Boom am Wasser ließ eine solche Regelung nicht mehr zu: zu viele Fische wurden halbtot zurückgesetzt, untermaßige (= zu kleine) herausgenommen, Schonzeiten nicht eingehalten. Die Bundesländer, in deren Kompetenz die Fischereigesetzgebung liegt, sahen sich gezwungen, die Grenzen enger zu ziehen. In Bayern, Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen, Schleswig-Holstein, Rheinland-Pfalz und demnächst Hamburg erhält eine Fischkarte nur noch, wer auch einen Angelschein besitzt. Und den bekommt, wer nach einem Lehrgang die Sportfischerprüfung bestanden hat.

»Er ist immer noch ein Kerl von einem Fisch, und ich hab' gesehen, daß der Haken in einer Ecke seines Maules saß und er sein Maulfest zugeklemmt hielt. Der Haken setzt ihm gar nicht zu, aber der Hunger setzt ihm arg zu, und daß er sich einer

Sache gegenübersieht, die er nicht versteht. «

EVOLUTION

Angeln also. Das Fangen von Fischen mittels Schnur und Haken. Dieses Prinzip ist dasselbe geblieben. Aber ansonsten hat sich ziemlich alles geändert, seit die Ahnen mit Haselnußstöcken und Roßhaarschnüren an den Teichen saßen. Schon die Großväter fischten mit Bambus und Hanf, später mit gesplißten Tonkinggerten und Seidenschnüren. Die meisten Angler bastelten und reparierten ihre Ruten, Posen und Bißanzeiger damals selbst, viel zu verdienen gab es für eine Geräte- und Zubehörindustrie noch nicht. Das wurde erst anders, als auch das Anglerheer wuchs. Die Evolution des Geräts hielt Schritt: Fiberglas wurde als Rutenmaterial entdeckt, Kunststoffschnüre entwickelt.

Und wer heute auf sich zu halten meint, zieht mit einer Kohlefaserrute los (die schon mal bis zu 1.500 Mark kosten kann), mit einer Graphit-Rolle und monofiler Copolyamidschnur, etwa... Zwischen 25 und 30 Anbieter teilen sich den bundesdeutschen Markt und versorgen ihn, hauptsächlich mit Importprodukten aus Fernost: mit jährlich neuen Ruten- und Rollenmodellen, roten Schnüren, grünen Schnüren, blauen Schnüren. Mit Zangen, Setzkeschern, Fischtötern, Waagen, Messern, Hakenlösern, Wurm- und Fliegendosen, Taschen, Rutenhaltern, Wirbeln, Futteralen, Gaffs, Pilkern, Fliegenbindewerkzeug, Paternostern, Anfütterungsmitteln, Futterschleudern, Spinnern... Kleinstfirmen versuchen darüber hinaus Schnickschnack wie Wunderlocktropfen, elektronische Beißanzeiger oder Präparierzubehör abzusetzen, das meiste davon so überflüssig wie das berühmte Fahrrad zum Fisch.

Über genaue Umsatzzahlen schweigt die Branche sich aus, Insider sprechen von zwei bis drei Milliarden Mark jährlich.

Auf Konto der Firmen und der anzeigenabhängigen Fachpresse geht auch die Rekordsucht, die Jagd auf die »Kapitalen«. Da werden Pokale und Medaillen verliehen, Bestlisten geführt und Fotos von Superfischen veröffentlicht, »gefangen mit einer ... Teleskoprute, 0,20er ... Schnur, 0,30er Stahlvorfach und einem schweren Heintzblinker«.

»In diesem Augenblick sprang der Fisch und riß den Ozean gewaltig auf und fiel dann schwer zurück. Dann sprang er wieder und wieder, und das Boot fuhr schnell, obwohl immer noch Leine wegraste und der alte Mann den Druck bis zum Zerreißen steigerte und er ihn wieder und wieder bis zum Zerreißen steigerte. Er war in die Plicht hinuntergerissen worden und lag mit dem Gesicht in dem abgeschnittenen Stück Makrele, und er konnte sich nicht rühren. «

MODERNE ZEITEN

Angeln, wie anfangs beschrieben, ist ein Handwerk. Neulinge sind allerdings oft gar nicht weiter interessiert, sich allzulange mit dem Erlernen desselben aufzuhalten. Sie beschäftigt vor allem die Frage, wo und wie sie möglichst schnell möglichst viele Fische in möglichst schwerer Ausführung an Land ziehen können, damit die teure Carbonrute sich auch bezahlt macht.

Ihre Wünsche zu befriedigen versprechen »Angelparks« und »Angelparadiese«. Sie laden zu ganztätigen Familienausflügen ein, bieten »Angeln für Jedermann«, wohlweislich ohne Erfolgsgarantie. Denn da sich das Geschäft für den Inhaber auch lohnen soll, ist der Besatz mit Fischen oft recht mager, bzw. werden die vorhandenen so satt gefüttert, daß sie der späteren Versuchung in Form von Blinkern oder künstlichen Fliegen gelassen widerstehen können.

Wer's noch »pfundiger« möchte, sticht in See. Von Heiligenhafen, Laboe und Büsum tuckern die Kutter zu achtstündigen oder auch mehrtägigen Angelfahrten hinaus auf Ost- und Nordsee, manche täglich, andere nur an Wochenenden, im Sommer meist ausgebucht von Angelvereinen und Einzeltouristen, alle in fiebriger Erwartung kommender Dorsch- und Makrelenschwärme. Der Fisch als Tier spielt dabei oft keine Rolle mehr, ist nur noch Objekt, Sache, die es kiloweise hochzukurbeln gilt. Schon die Anzeigen mancher Kapitäne verraten es: »Wollt Ihr Dooorsch... Dorsch lang und schlapp... Sattelt die Pilkruten und reitet nach Heiligenhafen... Dorsch putzen. «

Gefangen und geschlachtet wird oft viel (»32 Angler - 1000 Dorsche«); genausooft ist das Ende solcher Touren ein übles Besäufnis mit zollfreiem Schnaps und bei starkem Seegang eine ebenso gewaltige Kotzerei. Für die Schiffseigner scheint das Unternehmen »Hochseeangeln« ertragreich genug zu sein, denn neue, moderne Yachten werden immer wieder mal in Dienst gestellt.

Seit Beginn dieses Jahres haben Angler auch eine farbige Zwei-Wochenzeitung, die »AngelWoche«. Stil und Layout wie »Bild«, als Aufreißer Horst Hrubesch, Angelbuch-Coautor Lind Vorzeigeangler der Nation, solange er noch Kopfball beim HSV spielte.

Die »AngelWoche« versucht sich zu profilieren: gegen »die Funktionäre«, »die Naturschützer«. Als Anwalt des »einfachen« Anglers, der - darauf setzen die Redakteure - die Schnauze voll hat von dem ganzen Tierschutzbrimborium und immer neuen Auflagen, und für den knallhart eins zählt: »Prachtbrassen«, »Traumhechte«, »Superforellen«, und zwar

gefangen, gewogen, gemessen, fotografiert.

»Erfaßte all seinen Schmerz zusammen und was von seiner Kraft übrig war und seinem lang dahingeschwundenen Stolz, und er setzte es gegen den Todeskampf des Fisches, und der Fisch drehte sich auf die Seite und schwamm ruhig auf der Seite, und sein Schnabel berührte beinah die Planken des Bootes, und er begann, langsam im Wasser an dem Boot vorbeizuziehen, lang, tief, breit, silbern und violett gestreift und ohne Ende.«

Wie sprach doch Sir Henry Wotton vor über 300 Jahren so treffend? »Das Angeln ist die richtige Beschäftigung für die Mußezeit, die einen zwar nicht müßig läßt, aber nach der Arbeit eine wohltuende Entspannung für den Geist bedeutet, die Kräfte auffrischt, Sorgen vertreibt, Unruhe in das Gegenteil verwandelt, Leidenschaften besänftigt und Zufriedenheit bringt. Erziehung zum Ausharren und zu friedlichen Lösungen sind mit diesem Tun in einzigartiger Weise verknüpft.«

Der Gute. Er konnte ja nicht ahnen, daß sein beschaulicher Zeitvertreib einmal zu einem so erfolgreichen Geschäft werden würde. Erfolg aber, das wissen wir, verdirbt die Sitten.

» ... und hob die Harpune, so hoch wie er konnte, und stieß sie mit aller Kraft und frischer Kraft, die er gerade aufgebracht hatte, in die Seite des Fisches hinein, gerade hinter der großen Brustflosse, die hoch in die Luft bis zur Brusthöhe des Mannes stand. Erfühlte, wie das Eisen hineinging, und er lehnte sich drauf und trieb es weiter, und dann stieß er mit seinem ganzen Gewicht nach. «

EPILOG

War noch was? Der Grund? Oben auf den Klippen stehend, naßgespritzt vom Gischt der Brandung, mit klammen Fingern und Salzwasser im Gesicht, spürst du nach langem Pilkern endlich den erhofften Ruck, den Biß. Ein herrliches Tier wohl, wie es an der Sehne reißt, die Schnurbremse kreischt, du hast mächtig und lang zu arbeiten, äußerst konzentriert, vorsichtig, wenn er in die Tangbänke schießt und dort stehenbleibt, wenn er in wilden Fluchten den Haken abzuschütteln versucht; der dunkle Rücken, der schimmernde Seitenstreifen, die einmal kurz sichtbar werden, vergrößern deine Aufregung, ein Köhler, ein Seelachs, der verbissen kämpft. Irgendwann dann hast du ihn müde, holst ihn heran, ein heller Bauch platschend im schäumenden Wasser, und es gelingt dir, ihn an die Felsrinne zu ziehen, herauszuholen, ohne daß im letzten Augenblick die Sehne reißt - dann - ja dann hat Hemingway doch recht. Ich juble dann immer erstmal, setze mich auf einen Stein, eß einen von diesen wunderbaren norwegischen Haselnußkernen

mir lange den toten Fisch an - und bin einfach glücklich. Punkt.

»Der alte Mann in seiner Hütte oben an der Straße schlief wieder. Er schlief immer noch mit dem Gesicht nach unten, und der Junge saß neben ihm und gab auf ihn acht. Der alte Mann schlief und träumte von den Löwen. «

Konkret 10/84, S. 48

Otto Köhler

Der häßliche Deutsche Lachschleuder

Niedersachsens Ministerpräsident ist einer vom Feinsten: geschult durch Jaspers und die Keksherstellung ist er um Rechtfertigungen seiner miesen Politik nie verlegen

Der große Philosoph aus Niedersachsen hatte in seinem Leben vieles richtig und manches falsch gedacht. Doch seinen entscheidenden Fehler beging er an einem Samstagvormittag im Jahre 5 1. In jener Zeit hatte Karl Jaspers aus Oldenburg - er saß auf dem Lehrstuhl für Philosophie zu Basel - nur einen einzigen Hörer, der bei ihm im Hauptfach Philosophie studierte. Als der zu diesem Behufe - wie zu jedem Wochenendbeginn - wieder einmal in seiner Wohnung antanzte, riet ihm der Weise, er solle sich doch besser der Volkswirtschaft widmen. Unter diesem Rat leiden Niedersachsens Bürger heute mehr denn je - nicht wenige von ihnen werden mit Krebs, Erstickungshusten, Programmvielfalt und endlichem Tod bezahlen.

Denn Ernst Albrecht - so hieß der junge Student - hatte getan, wie ihm geheißen. Er wurde mit 24 Attaché bei der Montanunion und war schließlich mit 37 Generaldirektor der europäischen Kartellbehörde in Brüssel. Doch im vierzigsten Jahr erreichte ihn der Ruf der CDU - Albrecht sollte 1970 Niedersachsens Wirtschaftsminister werden, aber die Wahlergebnisse, die waren nicht so. Damit der Jungparlamentarier mit seinen Diäten nicht am Hungertuch nagen mußte, machte ihn der Backwarenkonzern Bahlsen zum stellvertretenden Geschäftsführer und Finanzchef. Denn Firmenchef Werner Bahlsen (CDU) verstopfte nicht nur Mägen mit Keksen, Waffeln und Russisch Brot, er verzehrte sich zugleich im Dienst am Gemeinwohl und buk fähige Politiker: Ein Bahlsen-Chefchemiker rührte bei den Lebensmittelgesetzen mit, ein Geschäftsführer brachte die Verkehrsgesetzgebung Mit auf den Weg, ein Personalchef war Mitverfasser des Betriebsverfassungsgesetzes und wurde schließlich Bundesarbeitsrichter. Albrechts ganz besonderer Mäzen aber war der pensionierte Bahlsen-Geschäftsführer Kurz Pentzlin, der lange Jahre Wirtschaftsminister Ludwig Erhard beriet und 1969 - im Todesjahr von Karl Jaspers - die berühmte FAZ-Abhandlung schrieb »Ist Marxismus heilbar?« (Antwort: Ja).

Mit soviel Dienst am Gemeinwohl kam der Knabber-Konzern leicht auf einen Umsatz von über 700 Millionen Mark. Ernst Albrecht aber besaß schon 1972 eine Traumkombination für den Start ins höchste Niedersachsen-Amt: Der Finanzchef von Bahlsen wurde zugleich Landesschatzmeister der CDU, ein im bundesdeutschen Spendenwesen beliebtes Arrangement.

Wie es aber dann 1976 tatsächlich geschah, daß er durch einen Landtag mit sozialliberaler Mehrheit über Nacht Niedersachsens Ministerpräsident wurde, das steckt heute noch im Urschlamm bundesdeutscher Parlamentsgerichte. Albrecht selbst sagt: »Ein Mann mit Gott ist immer eine Majorität.« Aber auch Gott will - siehe Kirchensteuer - Bares sehen, bevor er tätig wird. Welche sozialliberalen Volksvertreter sich damals als Götter ankaufen ließen, blieb unbekannt. Doch vor Albrechts Siegeskurve quietschten die Reifen. Ein halbes Jahr später - vor der Bundestagswahl - schrieb Continental-Vorstandsmitglied Gerhard Lohauß (CDU) auf Firmen-Briefpapier aus Hannover an dreihundert Geschäftsfreunde: »Die Roten müssen weg.« Zugleich gestand er, bei FDP-Abgeordneten »eigene Initiativen entwickelt« zu haben, damit nicht wieder ein Sozialdemokrat Ministerpräsident werde. Und siehe. Für den Conti-Vorstandsvorsitzenden Carl Horst Hahn war dies kein Nachteil. Er, der begnadete Mißmanager (KONKRET 11/ 1982), wurde als hoffnungsloser Außenseiter von der so entstandenen Regierung Albrecht an die hochdotierte Spitze des VW-Konzerns geboxt.

Ins Amt gekommen, erklärte Albrecht dort: »Die Philosophie ist die Erklärung dafür, daß ich als Ministerpräsident so bin, wie ich bin. Ohne meine philosophischen Arbeiten wäre mein politisches Wirken nicht zu erklären.« Denn Albrecht hatte sich bei Bahlsen nicht nur mit Leibnitz-Keksen beschäftigt, sondern zugleich auch eine Philosophie (»Der Staat - Idee und Wirklichkeit«, Seewald-Verlag, 1976) geschrieben, die pünktlich nach Amtsantritt erschien und in der er erkannte: »Das Durchwachsene unserer Natur gerade ist es, welches den Menschen vom Engel, den wir zu Recht als ein Wesen anderer Art empfinden, unterscheidet.« Aus dieser Albrechtschen Durchwachsenheit heraus gab es mit dem Grundgesetz kurzen Prozeß: »Wenn es gelingt, überdurchschnittliche Menschen an die Herrschaft zu bringen, so vermögen Alleinherrschaft oder Wenigenherrschaft eine bessere Ordnung zu errichten als die Volksherrschaft.«

Albrecht rechnet sich selbst zu den »größten Begabungen unseres Volkes«.Freilich sucht er Vorbild und Unterstützung bei den Nachkommen einer kriminellen Vereinigung, die in der Zeit ihrer Regierungstätigkeit durch Versklavung, Menschenhandel und Mord jede RAF tief in den Schatten stellte: beim Haus der Welfen. Deren gegenwärtigen Anführer Ernst August Hannover redet der Ministerpräsident mit »Ewigliche' Königliche Hoheit« an. Ja, bei einer der üblichen Zusammenrottungen der Welfen legte Ernst Albrecht gegenüber August Hannover in feierlichen Worten seinen besonderen Dank dafür ab, daß »ich bei Ihnen, Eure Königliche Hoheit, immer Unterstützung und Rat gefunden habe«. Der bei diesem Treff beschworenen »Treue zum angestammten Herrscherhaus« tat der republikanische Regierungschef mit einem Millionen-Coup Genüge: Er ließ das mit Knochen verzierte Evangeliar des welfischen Terroristenchefs Heinrich der Löwe

für 31 Millionen Mark ersteigern, dem »höchsten Preis, der in der Welt je für ein Auktionsobjekt erzielt wurde« (»Handelsblatt«). Der taxierte Marktwert betrug sieben Millionen. Wie Ernst Albrecht durch öffentliche Ankündigungen den Preis künstlich hochtrieb, wie die niedersächsische Regierung verlautete, es dürfe »keine Rolle spielen, in wessen Tasche das gezahlte Geld geflossen« ist, wie glaubwürdig Ernst Albrecht und Ernst August bestritten, daß die Millionen beim Welfenclan ankamen - das alles können Freunde exzellenter und zugleich wahrer Kriminalgeschichten in dem soeben erschienenen Buch »Die Welfen und ihr Schatz - Geschichten um Ernst August und Ernst Albrecht« (Steidl Verlag, Göttingen 1984, 12,80 Mark) nachlesen. Entscheidend ist, daß jetzt für Niedersachsens öffentliche Bibliotheken keine Landesmittel mehr vorhanden sind. Das entspricht sowohl welfischer Weisheit wie Albrechtscher Philosophie. Georg 11. - keineswegs der allerdümmste Welfenherrscher - haßte Kunst und Wissenschaft so sehr, daß seine königliche Gattin heimlich lesen mußte, damit er keinen Wutanfall bekam. Und Ernst Albrecht meint - Grundgesetz hin, Grundgesetz her -, daß die »Freiheit der Kunst und der Wissenschaft« gelegentlich »zugunsten der Schaffung neuer Werte eingeschränkt werden« dürfe, und das ist ohne Zweifel hier geschehen.

»Ein guter Staat«, so schrieb der Ministerpräsident in seinem philosophischen Werk, »sollte sich die Vermehrung der Rundfunk- und Fernsehanstalten etwas kosten lassen«. Warum, erläuterte er in der »Bild«-Zeitung: »Ich bin allerdings gegen das heutige Überangebot an gesellschaftspolitischem Quark, weil den immer weniger Bürger essen wollen.« Er war es nämlich leid, »daß ich immer, wenn ich Musik hören will, ich dann irgendeinen habe, der dazwischenquatscht - der kostet nämlich viel Geld, der dazwischenquatscht. «

Sein Wunsch, den Norddeutschen Rundfunk zu zerschlagen, ist zwar so nicht in Erfüllung gegangen. Und doch kann er zufrieden sein: der NDR siecht an innerer Entkräftung dahin. Und seine philosophische Begierde zur Vermehrung der Rundfunkanstalten hat er zu Jahresbeginn durch »ordnungspolitische« Erwägungen präzisiert: Nichtkommerzielle Lokalsender in genossenschaftlicher Trägerschaft will er nicht zulassen, sondern nur Sender mit einem Programm von »landesweitem Zuschnitt« - und das ist ohne Werbeeinnahmen nicht möglich.

Trotzdem ist ihm die Informationsfreiheit in gewisser Weise ans Herz gewachsen. In ihrem Interesse zählt er die »Freiheit von grausamer, unmenschlicher Behandlung und insbesondere von Folter« zu den »nicht absoluten« Rechten in seinem Staat. Es gebe nämlich Situationen, in denen es sogar »sittlich geboten sein kann«, Informationen »durch Folter zu erzwingen«. Im kleinen familiären Rahmen hat die Familie Albrecht, wie Ehefrau Heidi-Adele gegenüber »Bild« freimütig bekannte, mit Leibesstrafen gute Erfahrungen gemacht, etwa indem »eines der Kinder zur Strafe in den Wald geschickt wird, auf daß es mit bloßen Händen Brennesseln sammle«.

Albrecht ist nun einmal ein Kinderfreund. Das erwies sich im Frühjahr, als er zusammen mit dem Bundespräsidenten Braunschweig besuchte. Dort überreichte die. kleine Tochter der Lehrerin Annette Behrens dem hohen Herrscherpaar einen Bittbrief, denn gerade erst waren in der Stadt durch die Abgase eines nichtentschwefelten Kraftwerks mehrere Kinder an Erstickungshusten erkrankt und gestorben. Doch Ernst Albrecht nahm die Insubordination, die dadurch zum Ausdruck kam, daß die Lehrerin ihr unschuldiges Kind zum Überreichen des Briefes mißbrauchte, voller Ungnade auf. Er schrieb seiner Untertanin, wie sie es besser gemacht hätte: »Wenn ihre Kinder diese allergische Anlage haben, und wenn Sie mir schreiben, daß schon 30 Kilometer außerhalb Braunschweigs die Symptome vergehen, wie glauben Sie es verantworten zu können, daß Sie mit den Kindern in der Stadt leben? Erfordert es nicht das Wohl Ihrer Kinder, daß Sie aufs Land ziehen?«

Inzwischen hat sich der Landesherr eines Besseren besonnen. Untertanen überläßt man nicht ihrer eigenen Vorsorge. Der Staat, also Ernst Albrecht persönlich, hat für sie aufzukommen. Und so gab er dieser Tage dem Kohlekraftwerk Buschhaus die Betriebsgenehmigung, auf daß es durch seinen mächtigen dreihundert Meter hohen, nichtentschwefelten Schornstein gleichmäßig über Stadt und Land und darüber hinaus Krebs und Erstickungshusten gerecht verteile.

Denn so will es das Gesetz, nach dem wir angetreten: Nach dem Wohlstand für alle gibt es nun Schwefeldioxyd für alle. Und Lehrerin Annette Behrens mag sich beruhigen. Ernst Albrechts Staatsphilosophie sieht nicht vor, daß sie erst aufs Land ziehen muß. Das »Recht auf Leben« und die »Freiheit von grausamer, unmenschlicher Behandlung« sind, so steht es seit 1976 auf Seite 172, »keine absoluten Rechte, sie stellen keine unüberschreitbare Grenze für den Staat dar«.

Konkret 10/84, S. 54

Irmtraud Morgner, Harrie Lemmens

Frauenstaat

So schnell hat Honecker gar nicht absagen können, wie es hierzulande mancher von Beginn an gerne gesehen hätte Die DDR existiert trotzdem. Anfang Oktober schon 35 Jahre. Dieser Staat feiert auch diesen Geburtstag. Die DDR-Schriftstellerin Irmtraud Morgner feiert mit. Distanzierter vielleicht als die Herrenriege im ZK. Harrie Lemmens sprach mit ihr für KONKRET über die DDR

KONKRET: In Ihren Arbeiten verwenden Sie Themen und Gestalten aus der Mythologie, und mit Ihnen machen das mehrere Schriftsteller in der DDR - Christa Wolf, der verstorbene Franz Fühmann, Stefan Heym. Können Sie etwas zu den Hintergründen dieses Aufgreifens der Mythologie sagen?

Morgner: Das hat verschiedene Gründe. Der einfachste ist, daß Literatur, wenn sie sich nach dem Aufarbeiten von einfachem Material einen Fundus geschaffen hat, versucht, ihre Stoffe in einen größeren historischen oder Weltzusammenhang zu stellen. Und das Besondere an Literatur im Gegensatz zur Geschichtsschreibung ist, daß sie sich der Welt poetisch nähert. Als eine Weltbetrachtung benutzte sie schon immer die Metapher zur Beschreibung, das heißt, Bilder, die keine Exposition brauchen. Überlieferte Metaphern sind gewachsene Poesie, die über Jahrtausende von Völkern entwickelt worden sind. Durch die Erwähnung eines Bildes werden ganze historische menschenbildnerische Zusammenhänge abgerufen, weil man diese Bilder, diese mythologischen Bilder, geerbt hat. Etwas, das niemand am Schreibtisch herstellen kann, das gewachsen ist. Diese von Völkern über Jahrtausende entwickelte Poesie haben Schriftsteller immer benutzt, besonders dann, wenn sie nach einer Etappe der Vorarbeiten, einen gewissen höheren Blickpunkt erklommen hatten. Einen Blickpunkt, wo die Literatur sich erhebt aus den kleineren, provinziellen Geschehnissen und versucht, die Ereignisse oder das Schicksal des Landes in einen größeren Weltzusammenhang zu stellen.

In der klassischen deutschen Literatur zum Beispiel war das ganz normal. Und heute ist es schon durch die Weltzustände natürlich, daß alle Fragen irgendwie mit der Existenz oder dem Untergang des Planeten zusammenhängen. Schon aus diesem Grund sind alle Schicksale, ob die von einzelnen oder die von Ländern, nicht mehr provinziell betrachtbar, sondern in den Weltzusammenhang eingebunden.

Ein zweiter Grund ist, daß sich bestimmte Literatur bei uns auch ein gewisses Fundament erarbeitet hat, das ihr die Souveränität gibt, so zuzugreifen.

Ein dritter: Wenn es sich um eine Gesellschaft handelt, die so etwas wie eine klassenlose Gesellschaft haben möchte oder jedenfalls von dem träumt, was man Kommunismus nennt, so sind für diese Art von erträumten Zuständen keine Beistände aus der Klassengesellschaft zu bekommen. Und der Traum vom Kommunismus hängt mit Utopie zusammen, die wir brauchen, um überhaupt noch Hoffnung zu haben. Also sind wir auf der Suche nach Beiständen für unsere Hoffnung: Wird es gelingen, die Meinungsverschiedenheiten unter den Völkern, die es immer gegeben hat und die es sicher auch immer geben wird, nicht-kriegerisch zu lösen? Gibt es für diese Hoffnung überhaupt Gründe?

Wenn man danach sucht, dann kann man eine Ermutigung für diese Hoffnung in den Klassengesellschaften nicht finden. Da gab es immer Kriege, viel öfter Kriege als keine Kriege, es gab fast niemals friedliche Zeiten. Die Suche nach Mythologie hängt vor allem zusammen mit der Suche nach Nachrichten aus Zeiten, die uns nur mythologisch überliefert sind, wo die Leute ihre Gesellschaften nicht einzig auf Krieg gründeten. Das war, was wir merkwürdigerweise Vorgeschichte nennen, was man Urkommunismus nennt. Das waren keine patriarchalischen Verhältnisse, die vorgeschichtlichen. Währenddessen sich durch alle Epochen, die wir geschichtliche nennen, das Patriarchat zieht: die Unterdrückung der Frau durch den Mann. Das schleppt sich durch alle Klassengesellschaften und ist natürlich auch in dem Moment, wo das Problem Kapital und Arbeit gelöst ist, keineswegs gelöst, weil das ein viel älterer Unterdrückungsmechanismus ist, der nicht einfach abstirbt. Das hängt alles zusammen; aber ich glaube, der tief existenzielle Grund ist die Suche nach historischen Beiständen für unsere Hoffnung, die wirklich nur in dem, was wir Vorgeschichte nennen, zu finden sind.

Daher diese Suche bei Christa Wolf und bei mir. Und ich finde besonders gut, daß wir vollkommen unabhängig voneinander dahin gelangten. Denn als ich »Beatriz« geschrieben hatte, erinnere ich mich an ein Interview, das Christa Wolf gegeben hat, und man fragte sie, ob sie sich auch mit diesen Frauensachen beschäftige. Sie sagte, nein, ich beschäftige mich mit Männersachen. Und es hat sich gezeigt: Frauensachen sind Männersachen, und beide 'sind Menschheitssachen. Wie der alte Marx schon gesagt hat: Der gesellschaftliche Fortschritt läßt sich exakt messen an der gesellschaftlichen Stellung des »schönen Geschlechts«. Folglich kann die sozial benachteiligte Stellung der Frau nicht irgendein Nebenwiderspruch sein. Sondern sie ist auch ein Zeichen für etwas anderes, Ganzgesellschaftliches. Da geht es nicht nur um die weibliche Existenz und daß es der besser geht, sondern wenn es der besser geht, dann geht es der Gesellschaft besser, leben die Menschen menschlicher.

KONKRET: Sie versuchen Sozialismus und Feminismus miteinander zu verbinden und in eine allgemeine Entwicklung einzuordnen?

Morgner: Bei uns herrscht geradezu eine Berührungsangst vor dem Wort Feminismus. Das halte ich für unsinnig. Denn was heißt das eigentlich, Feminismus? Es bezeichnet allgemein eine bedeutende soziale Bewegung - nicht von rechts nach links; von Mitte bis links.

Und genauso wie man politische Bewegungen von Männern nicht unter einer Farbe sieht, sondern die gehen von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, so ist es doch ganz natürlich, daß man eine Bewegung von Frauen, die sich erst erhebt, nicht mit einem Etikett belegen kann.

Die politische Bewegung, die die Welt regiert und über die Jahrtausende existiert, müßte man eigentlich Männerbewegung nennen; und die hatte und hat stets ein breites politisches Spektrum. Die Männer hatten immer das Recht, sich auch zu irren. Jeder, der die Wahrheit sucht, hat dieses Recht.

Die Frauenbewegung ist eine ganz junge Bewegung, historisch gesehen neu und sehr unsicher noch, und die Frauen haben genauso das Recht, sich zu irren und auch Unsinn zu reden. Wenn man die Wahrheit sucht, redet man auch Unsinn. Es gibt keine Gründe, hämisch zu lachen. Man muß sich aussprechen dürfen. Seiner Irrtümer muß man sich nicht schämen. Die feministische Bewegung bedeutet für mich - und auf diesem Punkt verträgt sie sich absolut mit dem Marxismus - nichts anderes als: Um uns selber müssen wir uns selber kümmern (Brecht). Genauso wie sich nur so viel Wahrheit durchsetzt, wie die Menschen durchsetzen, genauso werden die Frauen nur soviele Rechte kriegen, wie sie sich selber erkämpfen. Geschenkt wird da nichts.

Wir können doch nicht erwarten, daß sich die Männer gefälligst darum kümmern sollen, was die Frauen wollen. Wie denn das? In der Politik liegt immer so viel an, daß nur fünf Prozent von dem, was anliegt, gemacht werden kann. Es kommt darauf an, dafür zu kämpfen, daß man mit seinen Interessen in diese fünf Prozent mit hineinkommt. 95 Prozent, die gemacht werden müssen, können nicht gemacht werden. Schon aus banalen ökonomischen Gründen. Und wenn die Frauen sich nicht selber um ihre Sachen kümmern, sich mit in diese fünf Prozent hineinkämpfen, dann wird es eben nicht gemacht. Wenn man sich die Sache ruhig überlegt, ist sie eigentlich ganz einsichtig.

Ich verstehe also nicht, warum man vor dem Wort Feminismus so erschreckt. Es heißt für mich nicht Separatismus, es heißt nicht Männerfeindlichkeit. Es heißt für mich weiter nichts, als daß wir als Frauen nicht erwarten können, daß wir Geschenke kriegen. Und schon gar nicht nach diesen paar tausend Jahren Sittentradition. Man kann auch nicht erwarten, daß man, wenn man so freundlich wie nur möglich seine Wünsche anmeldet, freundlich gehört wird. Man muß durchaus damit rechnen, daß man auch mal eins in die Fresse kriegt, auch von seinen Genossen.

Man muß sich da nicht wundern, und was da als politisches Ressentiment erscheint oder ins Feld geführt wir, das muß unter Umständen letztlich gar nicht immer politische Gründe haben. Diese Gründe werden nur in politische Kleider gehüllt und sind den Männern im einzelnen vielleicht gar nicht bewußt. Diese Art von Aggressionen, die da anfangen, gehen wohl eher im Unterbewußten vor. Und was da auch an Ängsten im Unterbewußten ist! Die Angst zum Beispiel, nicht mehr suprior zu sein, weil männlichen Wesen eben vom Kindheit an durch die Tradition eingetrichtert wird, daß der Mann superior sein muß - oder er kann sich wegwerfen.

KONKRET: Und diese Angst beschreiben Sie auch in Ihren Büchern?

Morgner: Ja. Ich versuche, in meinen Büchern gerecht zu sein, die Mann-Frau-Sache historisch einzuordnen und gerecht zu beurteilen. Ich empfinde die Lage der Männer auch tragisch, jedenfalls nicht rosig, obwohl es natürlich besser ist, man gehört zur herrschenden Menschenart, das hat Vorteile. Aber es hat auch Nachteile, es bringt große Verkrümmungen und Verkrüppelungen mit sich.

Ich versuche freundlich und verständnisvoll zu sein, merke aber, daß dieser Ton des Freundlichen und Verständisvollen keineswegs immer wahrgenommen wird, sondern daß mit ungeheurer Heftigkeit die Emotionen losgehen.

Das Wort »Emanze« zum Beispiel ist ein Schimpfwort allererster Ordnung. Wenn ich es höre - und vor allem, wenn ich es auch noch von Frauen höre -, ich bin deprimiert. Und mit dem Wort wird man auch abgestempelt. Das heißt, der Versuch, die Sache gerecht und brüderlich-schwesterlich zu beurteilen, muß nicht bedeuten, daß das Echo gerecht und brüderlich-schwesterlich ist. Da rührt man eben an Tabus, die Jahrtausende als sind.

KONKRET: Haben die beiden Heiratsanträge an Laura im »Amanda«-Roman, von Gott und dem Teufel, eine übertragene Bedeutung, in dem Sinne, daß die beiden Extreme Gut und Böse abgelehnt werden? Sind es männliche Bilder von Gut und Böse, muß die moralische Vorstellung überhaupt geändert werden?

Morgner: In meinem Roman sind sowohl der Oberengel Zacharias als auch der Oberteufel Kolbuk, wiewohl scheinbar Gegensätze, im Prinzip aus der gleichen Küche. Diese Absolutheiten, diese hierarchischen, einschüchternden Mächte funktionieren nur zusammen. Ohne das teuflische Prinzip ist das göttliche nicht denkbar und umgekehrt. Ich rede jetzt über Gott als Ideologie. Nicht als eine poetische Erklärung der Welt, sondern als eine ideologisierte, für weltliche Institutionen

und die Hierarchie Kirche brauchbar gemachte Mythologie. Und die benutzt Gut und Böse als Mittel, um Menschen zu beherrschen.

Diese Art von Machtmaschine habe ich im »Amanda«-Roman angedeutet, eine klassengesellschaftliche, auf Unterdrückungsmechanismen zugeschnittene Konstruktion. Sein, optimal gelebt (lebensfromm nenne ich das), ist in reiner Reinheit unrein. Dunkel. Voller Geheimnisse. Rein heißt antiseptisch, funktionalisiert, platt. Prediger Salomo sagt: »Sei nicht allzu gerecht und allzu weise, daß du dich nicht verderbest.«

»Rein«, Gut und Böse, ist eine Abstraktion, eine Konstruktion, die zu Fanatismus führt. Und im Namen dieses Guten und Bösen wurden entsetzliche Kriege geführt. Man muß nur hinhören in den Lärm der Alltagspolitik, da findet man gelegentlich die Forderung (zum Beispiel in unseren Zeitungen), daß es nötig ist, »vertrauenbildende Maßnahmen« zwischen den Großmächten herbeizuführen.

Vertrauenbildende Maßnahmen zwischen den ärgsten Gegnern, was heißt denn das? Die ärgsten Gegner müssen Vertrauen zueinander finden, damit die Erde nicht in die Luft fliegt! Aber das heißt doch auch, daß es absolut Gut und Böse nicht geben kann, sondern daß man einen Modus ganz anderen Denkens finden muß, daß die Mächte, die absolut gegensätzliche Interessen vertreten, eigentlich bis aufs Messer, etwas finden müssen, was sie verbindet. Das ist der Überlebenswunsch! In der bisherigen Geschichte war der Überlebenswunsch keineswegs ein Grund, von seinem Fanatismus abzulassen. An dem Punkt, wo wir uns jetzt befinden, wo der ganze Planet untergehen könnte, denkt vielleicht sogar ein Herr Reagan etwas daran. Außer Kriegshysterie gibt es auch Schritte, friedensfähig zu werden, das heißt, den Krieg zu tabuisieren.

Wir haben doch viele Tabus im Leben, die man überhaupt nicht mehr hinterfragt, »du sollst nicht töten« zum Beispiel, oder das Inzesttabu. Es wäre also durchaus möglich, den Krieg zu tabuisieren. Die Klassengesellschaften haben eine Kultur hervorgebracht, die den Krieg geradezu verherrlicht, eine Kultur, die die Aggressionen, besonders die männlichen, immer höher kultiviert hat, bis zu dieser Perversion, in der wir uns heute befinden, eine Kultur, die die weiblichen Aggressionen wegdrückt - auch bis zur Perversion. Daß Frauen ihre Aggressionen gegen sich richten, was als urweiblich gepriesen wird, als schön: »Richtig«. Frauen wären von Natur masochistisch. Ungeheuerlich!

Natürlich: machtgedemütigte Frauen könnten sich auch aufhängen. Aber da der Lebenstrieb in uns den Wunsch zum Weiterleben hält, gibt es Frauen, die ihre Aggressionen schon wie selbstverständlich gegen sich selber richten, die sich daran gewöhnt haben. Sie haben sich an diese Art von Gewalt gewöhnt, und die Kreatur, die nach ein wenig Freude verlangt, hilft sich in ihrer Not schließlich so, daß Lust entsteht, wenn Gewalt angewendet wird. Masochismus ist also keineswegs Natur der Frau, und Gewalttätigkeit auch nicht Natur des Mannes; das sind Kulturleistungen. Entsetzliche.

Aber als Kulturleistung wäre auch möglich, Aggressionen gefährlichster Art zu tabuisieren. Ansätze dafür sind diese vertrauenbildenden Maßnahmen zwischen den ärgsten Gegner. Das ist etwas total anderes, als bisher üblich war. Der Kompromiß war in unserer Kultur bisher etwas Mieses. Jetzt gehört er zu den wichtigsten und schwierigsten Leistungen, ist er höchste Tugend. Das ist eine Umwertung von ererbten Werten.

KONKRET: Sie lassen Wesselin, Lauras Sohn, gerade über diese Sachen sprechen. Liegt da eine Art Hoffnung, daß diese verinnerlichten Aggressionen, diese Denkarten und Strukturen sich ändern?

Morgner: Diese Art von Aggressionskultur abzubauen, das muß wachsen, das braucht Zeit. Normalerweise brauchen Traditionen Wachstumszeit. Aber wir haben keine. Entweder es gelingt heute, oder spätestens morgen, übermorgen wird es zu spät sein. Daher sind manche meiner Figuren Hexen und Ketzer: Leute, die das Mögliche von übermorgen bedenken. Nur, wir müssen weltweit aus den Denkgleisen steigen. Alle. Früher war das nicht unbedingt nötig, man konnte auch ruhig so weitermachen, aber wenn man heute so weitermacht, fliegen wir in die Luft. Und wir haben nur einen Planeten. Die Hexe und der Ketzer sind poetische Metaphern für erste und letzte Menschenpflicht heute: Verlassen wir die Denkgleise nicht, tun wir das Mögliche von übermorgen nicht heute oder spätestens morgen, dann ist es zu spät.

KONKRET: Das ist im Grunde ein Widerspruch.

Morgner: Die Tatsache, daß es immer Leute gegeben hat, die das Mögliche von übermorgen dachten, und zwar unter den ungünstigsten Bedingungen, unter Lebensgefahr, könnte ja auch veranlassen, zu begreifen, daß mehr Leuten Möglichkeiten und bessere Bedingungen gegeben werden, das Mögliche von übermorgen zu denken und entsprechend zu handeln. Daß nicht nur ein paar einzelne, die stärksten Charaktere, die härtesten Querköpfe, sondern viele Leute, vor allem Regierungen, in die Lage kämen, das zu machen.

Wenn der Selbsterhaltungstrieb dieses Mögliche von übermorgen braucht, dann wäre ja eigentlich auch gegeben, daß man diesen Leuten, die so denken können, bessere Bedingungen schafft, daß ihr Tun nicht, wie es früher immer war, lebensgefährlich ist.

Es ist heute lebensgefährlich, kein Ketzer, keine Hexe (die weibliche Variante des Ketzers) zu sein. Heute ist die normale »gesunde« Welt ver-rückt, die »normal« als verrückt gelten, die sind die einzig Gesunden. Die Welt steht wirklich im Wahnsinn auf dem Kopf.

KONKRET: Die Welt auf die Füße stellen - deshalb auch die Figur von Laura? Sie ist außerhalb der Macht...

Morgner: Außerhalb der Macht ist sie nicht, es gibt keine Gesellschaften ohne Machtkonstellationen. Sie ist eine geteilte Person: Laura-Amanda. Mit diesem Bild von der geteilten Frau - es kehrt auch wieder in geteilten Männern - soll angedeutet werden, was Gesellschaften am Menschen nicht gebrauchen können. Auch sozialistische noch nicht, kapitalistische sowieso nicht.

Bei Frauen, Laura zum Beispiel, ist das Zwanghaft-Kreative unbrauchbar. Bei vielen Leuten in meinem Roman stirbt diese Seite, mit der die Gesellschaft noch nichts anfangen kann, einfach ab. Ist diese Seite aber sehr stark, so wie bei Laura-Amanda, muß sie abgehackt werden. Die kreative Hälfte wird vom Teufel mit dem Richtschwert abgehackt und lebt im Hörselberg eingesperrt. Das ist ein poetisches Bild, auch zur Weltsituation: Haben wir Reserven für unsere Hoffnung? Wir haben durchaus noch eine, als politisches Potential: das ist die andere Hälfte der Menschheit. Es wird kaum wahrgenommen.

In der Friedensbewegung sind mehr als die Hälfte der aktiven Mitglieder Frauen. Wenn man sich darüber freut, kann man nicht gleichzeitig von »Emanzen« reden oder den Feminismus verurteilen. Bei uns arbeiten 90 Prozent aller Frauen im berufsfähigen Alter, und außer ihrer Berufsarbeit leisten sie 80 Prozent der Haushaltsarbeit und der Arbeit bei der Kindererziehung: was eine kreative Arbeit ist, nicht bloß eine Last. Elf Prozent leisten die Männer und neun Prozent leisten andere Personen, wohl auch Omas, also auch Frauen. Das ist keine proletarische Solidarität.

Reichtum nach Marx ist Freizeit. Von diesem Reichtum haben Frauen wenig. Nun gut, man könnte sagen: Das ist ihre Privatsache. - Keineswegs, denn Leute, die zwei Schichten arbeiten, können sich um die Weltzustände nicht genug kümmern. Und da sind die Zustände bei uns noch gut, weil sich die Frauen sozial allerhand erkämpft haben. Aber in anderen Ländern, wo sie zuerst zu den Arbeitslosen gehören und wo sich der Rechtsruck der Regierungen zuerst gegen die Frauen richtet, ist es überhaupt keine Privatsache, ob Frauen Zeit haben, ob sie die ganzen Lasten bei Haushalt und Kindererziehung tragen müssen oder ob sie die Möglichkeit haben, ihre politischen Potenzen mit in die Waagschale zu werfen.

Eigentlich müßte der Selbsterhaltungstrieb der nach wie vor von Männern geleiteten Regierungen wahrnehmen, daß das politische Potential der Frauen jetzt gebraucht wird und daß Emanzipation nicht irgendeine Frauensache ist. Die Emanzipation der Frau war niemals so mit dein Weltzustand verknüpft wie heute. Entweder es gelingt, diese Reserve noch weltweit zu aktivieren, oder es sieht wirklich sehr schlecht aus. Es ist die Hälfte der Menschheit! Sieht man das nicht? Rechnet man damit gar nicht?

KONKRET: Das wirtschaftliche Potential der Frauen wird in der DDR ausgenutzt, doch nur bis auf bestimmte Ebenen.

Morgner: Das hängt damit zusammen, daß ein Mensch, der zwei Schichten macht, auch mal schlafen muß. Ein Mann, der einen 16-Stunden-Tag hat, wie es in den höchsten Gremien normal ist, hat, wenn er nach Hause kommt, immer noch eine Frau, die ihn wieder psychisch aufbaut. Währenddessen eine Frau, die einen 16-Stunden-Tag hat, nicht erwarten kann, daß sie von einem Mann psychisch aufgebaut wird. Zum Gegenteil: Sie muß, bevor sie nach Hause geht, noch bißchen Make-up auflegen, damit sie auch zu Hause noch frisch erscheint. Und Feuer muß sie möglichst auch noch zeigen. Sie kann nicht wie ein Mann vor lauter Fleiß als Häufchen Asche nach Hause kommen.

Ein Mann kann sich seiner Frau in die Arme werfen und sagen: Endlich mal klein und eine Maus sein dürfen, nachdem ich den ganzen Tag ein Löwe sein mußte. Die Frau aber muß dann auch noch jung, frisch und temperamentvoll sein. Unsere Frauen leben praktisch ohne Reproduktion der Arbeitskraft, ohne psychische Reproduktion vor allem. Und es ist klar, daß man sowas nicht lange durchstehen kann in einer hohen Position.

KONKRET: Die Frauen haben es also nur schwerer gekriegt, denn es ist eine Schicht dazugekommen, oder sehen Sie es nicht negativ?

Morgner: Billiger ist es nicht zu haben**.** Ich muß allerdings auch keine Dankgebete murmeln, am 8. März zum Beispiel, daß ich zwei Schichten machen darf. Die zwei Schichten mache ich. Ich heroisiere die Sache nicht. Ich klage nicht sehr darüber. Aber es ist hart. Billiger ist eben nichts zu kriegen, und es ist der einzige Weg zur Menschwerdung.

Der Marxismus, die Arbeiterbewegung haben die Gleichberechtigung auf den Fahnen: Sehr gut. Aber Gleichberechtigung allein reicht nicht. Denn bei doppelten Pflichten kann man die gleichen Rechte nicht in Anspruch nehmen. Gesetzlich ist alles klar, es gibt hilfreiche soziale Unterstützungen, die viel Geld kosten, für die Frauen in der DDR, zum Beispiel können Frauen sich als Facharbeiterinnen während der Arbeitszeit qualifizieren.

Manche Feministinnen halten sowas für diskriminierende Hilfen. Ich nicht. Hilfen, die von Tatsachen ausgehen, die nicht sofort zu ändern sind, sind nicht diskriminierend. Sie erleichtern unser kurzes Leben. Besagte Hilfen gehen eben von der Tatsache aus, daß die Frau, wenn sie nach Hause kommt, noch eine Arbeit erwartet. Maßnahmen also, die helfen, daß – und dies ist schon eine stehende Wendung - die Frauen besser ihren Beruf und ihren Pflichten im Haushalt und bei der Kindererziehung vereinbaren können.

Ich halte das nicht für etwas, wofür man ungeheure Dankgebete murmeln muß. Diese zweite Schicht ist nämlich auch eine bedeutende gesellschaftliche Arbeit. Kurzum: Ungefähr zwei Drittel der Arbeiten, die in diesem Land anfallen, werden von Frauen verrichtet. Fast ein Frauenstaat - was man den hohen politischen Gremien freilich nicht ansieht.

Aber es ist wichtig, sich ins Bewußtsein zu heben als Bewohnerin dieses Landes, daß wir den Laden schmeißen. Es stärkt das Selbstbewußtsein. Ich wünsche mir allerdings, und ich warte bisher darauf vergebens, daß eine Institution, Gewerkschaft oder Regierung, sagen würde: Wir müssen den Männern helfen, daß sie ihren Beruf besser mit ihren Pflichten im Haushalt und bei der Kindererziehung vereinbaren können. Nur diese Verlautbarung! Keine Maßnahmen mit Geldausgaben! Das würde die jungen Männer unterstützen, die, als Avantgarde auf diesem Gebiet, zu Hause bleiben, wenn die Kinder krank sind.

Diese Avantgarde ist nämlich traditionellen Anpöbelungen von Kollegen ausgesetzt, diesem hämischen Gemecker. Du stehst wohl unterm Pantoffel; kann deine Alte das nicht machen? Außerdem ist es natürlich so, daß bei Ehepaaren normalerweise der Partner zu Hause bleibt, der das wenigste Geld verdient. Und da die Frauen zwei Berufe haben und nicht bloß einen, verdienen sie meistens auch weniger. Schon aus diesem ~ einfachen ökonomischen Grund bleiben eher die Frauen zu Hause, wenn die Kinder krank sind.

KONKRET: Ein langer Weg...

Morgner: Ich dachte erst immer: Da die von mir ersehnten Verlautbarungen kein Geld kosten, wären sie einfach zu bekommen. Ich dachte mir, es ist kein Problem, dafür Leute zu gewinnen, wenn ich die Sache richtig erkläre. Aber es ist nicht so. Es kostet nur scheinbar kein Geld, aber es kostet doch Geld. Denn die Reproduktion der Arbeitskraft des Mannes, die die Frauen gratis machen, möchte man offenbar nicht antasten. Und offenbar möchte man in diesen Weltzuständen, wo wir ungeheure ökonomische Schwierigkeiten haben, so wenig wie möglich Unruhe. Und Frauen, die für ihre Emanzipation kämpfen: das bringt natürlich Unruhe. Es gibt Unruhe, die destruktiv ist, und es gibt eine produktive, festigende, stärkende, konstruktive Unruhe.

Ich halte es für ausgesprochen negativ, wenn man emanzipatorische Unruhe abdämpft. Aber da man offenbar glaubt, die Frauen würden die Männer in ihrer Stimmung verdüstern, so nimmt man eher die Resignation von Frauen in Kauf, als daß man die Reproduktion der Arbeitskraft des Mannes oder seine Stimmung antasten möchte.

In westlichen Ländern gibt es die Reaktion: Wir haben jetzt ein Jahr der Frau gehabt und zehn Jahre ein bißchen darüber nachgedacht - die Sache ist vermarktet und folglich passe.

Männer haben Jahrtausende über ihre Sachen nachgedacht. Und das war nie langweilig, auch für Frauen nicht. Jetzt denken Frauen zehn Jahre ein bißchen über ihre Sachen nach, und plötzlich ist es passe, schon alles gesagt, vorbei. Nun gut, bei der Arbeitslosigkeit im Kapitalismus gibt es pragmatische Gründe, im Westen wundert mich nichts. Aber bei uns...

Ich sehe Gründe, aber die kann ich nicht anerkennen. Und es würde eine Ermutigung bedeuten für Frauen im Kapitalismus - die den Rückschlag, Frauenbewegung passe, durchmachen müssen, die erleben müssen, daß Frauen zuerst arbeitslos werden und die als aktive Mitglieder der Friedensbewegung verkraften müssen, daß die Raketen eben doch aufgestellt worden sind -, wenn sie wenigstens sehen könnten: In den sozialistischen Ländern wird die Emanzipation nicht abgedämpft. Wir haben auch internationale Verantwortung, denke ich.

Manche Leute sagen: die Sache ist geklärt, erledigt, und alles andere, was darüber hinausgeht, ist Emanzentum, was meint: Männerhaß. - Eine Sittentradition, die Jahrtausende alt ist, kann doch nicht in zehn, zwanzig oder dreißig Jahren durch eine neue, würdige abgelöst sein. Fertig. Dann wäre es doch gar nichts Großes. Man muß sich doch nicht schämen, daß solch eine gewaltige Umwälzung, eine ganz andere Art zu leben, nicht in dreißig Jahren zu bewältigen ist. Es gibt auch Widersprüche, die einem zu höchster Ehre gereichen.

KONKRET: Geht der Prozeß in der DDR voran oder stagniert er?

Morgner: Der Prozeß arbeitet glaube ich fort, einfach schon dadurch, daß 90 Prozent unserer Frauen berufstätig sind und Erfahrungen sammeln. Das ist nicht hoch genug einzuschätzen. Damit hängt auch zusammen, daß in diesem Land relativ viele Frauen Bücher schreiben, also Literatur machen.

Prosa verlangt sehr viele Einzelerfahrungen, da muß ein großer Erfahrungsschatz von großen Bevölkerungsschichten da sein, bevor das Wort als Literatur herausbricht. Auch wenn nicht sehr gewünscht ist, daß man sich über gewisse Erfahrungen öffentlich unterhält, so heißt das doch nicht; daß die Erfahrungen nicht gemacht werden. Man muß sich da nicht entmutigen lassen. Erfahrung ist etwas ganz Wichtiges, und das haben die Frauen bei uns den Frauen in den kapitalistischen Ländern voraus, daß da eben wirklich durchlebt wird: Wie ist denn das, wenn man eine verantwortungsvolle berufliche Stellung hat? Wie funktioniert denn überhaupt ein Staatswesen? Weil dann auch diese Wolken weggehen und diese unaufgeräumten Köpfe, das, was ich in der westlichen Frauenbewegung die geistige Schlamperei, das modische geistige Schlampentum nenne. Das glaubt, es wäre männlicher Frust, wenn wer diszipliniert über eine Sache nachdenkt oder schreibt, in einem genauen, präzisen, logischen, gut bearbeiteten Stil ohne Redundanz.

Sprache hängt nämlich mit Denken zusammen. Also: Nicht aus verständlicher Opposition gegen einen bestimmten rationellen Formalismus und Perfektionismus, der sich in der männlichen Kultur ausgebildet hat, Scharfsinn, Wortpräzision, künstlerischen Formwillen denunzieren!

Man muß die überlieferte Kultur auffressen und verdauen und daraus etwas Neues machen und empfinden, das gehört mir. Niemals entstand Kultur aus dem Nichts, sondern immer durch Einverleibung der alten. Und ich finde diese Art, sich selber ins Getto zu sperren, verhängnisvoll. Ich verstehe das zwar als Gegenbewegung, aber aus der reinen Negation ist auf die Dauer nichts zu gewinnen.

Opposition, gut - aber man muß auch zur Arbeit übergehen, alles, was an Schätzen da ist, benützen als Baumaterial für unsere ureigene Sache.

KONKRET: Ihre Bücher sind gesammelte Erfahrungen. Haben Sie ein Bild von deren Wirkung?

Morgner: Die 1. Auflage von »Amanda« war in der DDR verkauft, bevor noch eine einzige Rezension erschienen war. Daß 30.000 sofort verkauft wurden durch Mundpropaganda, ist ein Zeichen dafür, daß es Leute gibt in diesem Land, die meine Bücher gebrauchen können. Und inzwischen habe ich auch in westlichen Ländern eine große Lesergemeinde. Leute, auf die sich unsere Friedenshoffnungen auch stützen, das ist wichtig. Ich merke es besonders, wenn ich Lesungen habe, wenn die »Anhängerinnen« und »Anhänger« kommen. Ich merke auch, daß viele mich sogar als Lebenshilfe lesen und manchmal gar wie vor dem Weihnachtsmann sitzen, so daß ich mich wahrlich überfordert fühle und mir denke, Hilfe, was erwarten die denn von mir? Jeder Mensch kann sich nur mit seinem Zopf aus dem Sumpf ziehen. Wahrheit muß man selber finden. Aber daß da viele Leute sind, die anhand eines Buches für sich selber Wahrheiten finden oder sich ermutigen, das empfinde ich sehr stark.

Je härter der Weltzustand wird, desto weniger kontrovers ist mein Publikum in den westlichen Ländern. Früher gab es noch Leute im Publikum, die mir ab und zu paar knifflige Fragen vorlegten in der Absicht: Wir werden ihr mal auf den Zahn fühlen, sie aufs Glatteis führen. Das gibt es schon seit langem nicht mehr.

Die Leute, die da kommen, wollen ernstlich reden darüber: Schaffen wir es oder schaffen wir es nicht. Das ist eine Veränderung. Je stärker die politische Hysterie im Weltmaßstab zugenommen hat, desto größer die Polarisierung. Meine Gegner kommen nicht mehr. Auf eine andere Weise habe ich übrigens auch in meinem Land nur Anhänger und Gegner. Dazwischen gibt es nichts. Da ist das Thema wahrscheinlich zu brisant. Wobei es keineswegs so ist, daß die Anhänger nur Frauen sind und die Gegner nur Männer. Keineswegs.

KONKRET: Sie erwähnten den Begriff Lebenshilfe. Auch »Drachenblut« von Christoph Hein wurde fast als solche aufgenommen. Hein lehnt diesen Begriff ab. Er ist der Meinung, daß es nicht die Aufgabe der Kunst ist, kritisch und positiv, sondern genau zu sein.

Morgner: Das ist richtig. Wenn man Bücher vorsätzlich als Lebenshilfe für andere Leute schriebe, das wäre arrogant und pädagogisch manipulierend gedacht, solche Bücher sind auch zum Wegschmeißen. Welche Anmaßung, anderen Leuten in den Köpfen herumdrehen zu wollen!

Ich versuche nur, genau zu schreiben und mit Engagement natürlich, weil es Sachen sind, mit denen ich selber fertig werden muß. Muß. Nur für mich ist Schreiben so was wie Lebenshilfe. Genauer: Es gehört zu meinem Leben wie Essen, Trinken, Schlaf, Liebe. Ich kann nicht anders leben. Meine Natur verlangt nach Schreiben.

Aber in der Wirkung zeigt sich mitunter, daß nicht nur ich, sondern auch andere Leute vor gewissen Problemen stehen, und das macht möglich, daß sie meine Bücher gebrauchen können. Etwas genau sehen oder begreifen, hilft leben. Vor allem aber: Kunst ist Schönheit. Und je härter der Weltzustand wird, desto klarer wird, daß dieser Begriff »Kunst ist Schönheit« nicht etwas Kleines, l'art pour l'art ist, sondern daß Schönheit zum Leben und Überleben verhilft. Wenn man ständig an das finsterste Menschenmögliche, die Selbstvernichtung, erinnert wird, so ist es wichtig, daß man sich auch das hellste, schönste, beste Menschenmögliche vor Augen führt. Das hilft, sich nicht bei lebendigem Leibe schon totrüsten zu lassen, nicht aktionsunfähig zu werden vor Angst. Das Schöne, was in der Kunst ist, hilft einem, aktiv zu bleiben, sich zu wehren. Wir haben etwas zu verteidigen! Und in diesen finsteren Zeiten ist Humor, für mich jedenfalls, etwas, das mich offensiv erhält.

KONKRET: Die Geschichte von Laura als Kind ist eine Art Schelmenroman. Paßt es in der Tradition, Humor als Waffe gegen die Macht?

Morgner: Und gegen die Angst. Hätte es den Karneval als Institution im Mittelalter nicht gegeben, hätten die Leute diese ungeheuerlichen Unterdrückungen nicht aushalten können. Das Gelächter hat ermöglicht, daß die Menschen nicht erstickten. Die Hölle war für diese Leute ja Realität. Und sie brauchten einfach das Gelächter, um sich gegen diese ungeheueren Ängste zu wehren.

Wir haben eine andere Art von Hölle, die möglich ist. Es ist denkbar, daß der Mensch angesichts dieser Gefahr resigniert. Eine Form, sich dagegen zu wehren, ist der Humor. Gelächter ist immer auch was Ernstes. Ist auch Weisheit. Dürrenmatt

hat mal gesagt: »Es gibt keine Humanität ohne Humor.«

KONKRET: Wäre es möglich gewesen, »Beatriz« und »Amanda« anders als mit dieser Struktur und Vielseitigkeit des Stils zu schreiben?

Morgner: Für mich nicht. Ich lese jetzt gerade, was Osip Mandelstam gesagt hat über Bulgakow, über die Art, einen Roman zu schreiben, ein Weltbild zu entwerfen. In gesellschaftlichen, sozialen Zuständen, wo noch viel Bewegung ist, kann man nicht mit Klischees arbeiten, Klischees, im positiven Sinne, muß man sehr ausführlich exportieren. Und da ist es schwer, die herkömmlichen Konstruktionen zu benutzen. Goethe zum Beispiel konnte es in »Wilhelm Meisters Wanderjahre« auch nicht, er nahm eine relativ offene Form, die große Lücken hat. Und in den Lücken arbeitet es dann, da knistert es, da ist Strom.

Aber Mandelstam gibt noch einen anderen Aspekt, den ich mit großer Befriedigung gelesen habe, weil mir das auch immer im Kopf herumging: Die Vorstellung von der napoleonischen Gestalt, Napoleon jetzt als Prototyp, der die Geschichte macht. Das Individuum, das die Geschichte macht. Von dieser Vorstellung des 19. Jahrhunderts kann man sich wirklich verabschieden. Es machen natürlich nach wie vor Männer Geschichte, aber darüber hinaus gibt es noch andere Kräfte. Auch nivellierende, vereinheitlichende, ungeheuere, mit Sprache verbundene Kräfte, derer sich die Massenmedien bedienen und über die Völkerschaften herfallen und Individuen einebnen, die Besonderheiten der Individuen niederwalzen, so daß die Menschen einander immer mehr gleichen. Es wird immer schwerer, ein Original zu sein. Aber je origineller ein Mensch ist, desto wunderbarer ist er. Jeder Mensch ist unwiederholbar und einmalig. Und das Traurige ist, daß diese Einmaligkeit im Verlauf seines Lebens meist verlorengeht. Das Poetische ist es, das da verlorengeht.

Der Schriftsteller ist der Anwalt des einzelnen, er versucht ihn zu ermutigen, dieses Individuelle in ihm, was ihm vielleicht im Alltag große Schwierigkeiten macht, nicht abzutöten. Es ist kein »innerer Schweinehund«, der abgetötet werden muß. Etwas sehr Kostbares ist es, das vielleicht hinderlich ist, wenn man zum Beispiel am Band arbeitet. Aber es ist der eigentliche Reichtum des Menschen, es ist letztlich auch der Reichtum einer Gesellschaft. Die absolute Vereinheitlichung des Denkens wäre auch die vollkommene Verarmung. Reichtum ist ja immer auch geistiger Reichtum.

Natürlich verstehe ich die Bestrebungen von Politikern. Ein Politiker muß daran interessiert sein, daß so viele Leute wie möglich gleich denken. So läßt sich leichter regieren. Aber Schriftsteller wären unnötig, wenn sie das gleiche wollten. Und gute Politiker wissen auch, daß sie die Schriftsteller brauchen, die ihnen Unbequemlichkeiten machen. Um gute Politik machen zu können.

In meiner Trilogie habe ich versucht, ein Weltbild zu entwerfen von einer proletarischen Familie aus, von einer untersten Ebene, denn jeder Mensch entwirft in seinem Leben eins. Er greift sowohl nach den Kartoffeln als auch nach den Sternen. Ein Weltbild von dieser Position ist natürlich nicht möglich, indem man eine einfache Gestalt, also eine Arbeiterfamilie oder eine Triebwagenführerin wie Laura, an die Spitze der Welt stellt. Mit Hilfe von Metaphern, Mythologie, poetischen Bildern, wie sie auch Goethe im »Faust« verwandt hat, ist es aber möglich, Welt in dieses scheinbar »kleine« Leben hereinzuholen.

Die Strenge der Komposition, die ich sehr liebe, kann man mit so einem Stoff nicht auf die herkömmliche Weise bekommen, sondern man muß eine andere Strenge der Komposition entwickeln. Ich glaube, meine Bücher sind streng komponiert, aber eben nicht im Sinne der gewaltigen, geschichtsprägenden, napoleonischen, götzenhaften Persönlichkeit, die dominiert. Die Einzelteile der Bücher sind strenger gebaut als herkömmlich. Die Kapitel bilden oft geschlossene Teile. Und die Lücken zwischen den Kapiteln müssen auch mitgelesen werden.

Viele Kritiker, die über Form als tiefernste Wesenheit der Kunst nicht nachdenken, halten die Tatsache, daß man experimentell arbeitet, nicht etwa für Stärke, sondern meinen, das ist Bequemlichkeit. Wer so denkt, hat die existenziellen Prüfungen, die einem ein Experiment ab fordert, nie erfahren. Er redet wie ein Blinder von der Farbe.

Konkret 10/84, S. 62

Christel Dormagen

Lücken-List

Eine Geschichte zum Einstand:

Ein traditionswürdiger deutscher Verlag verschickt Fahnen aus seinem Herbstprogramm 84 an die Presse. Geworben wird mit den Stichworten: Frauenbewegung, »Emma«, Alice Schwarzer, persönliche Chronik einer pseudonymen Autorin... Dazu läßt der Verlag wissen, Alice Schwarzer unternehme juristische Schritte gegen das Buch.

Eine Enthüllungs-, mehr noch: eine Schlüssellochstory also wird versprochen. Weil Frauen ja immer alles in einen Topf schmeißen: Herz und Politik. Und - der Lockvogel lockt. Man beißt an und forscht nach. Inzwischen ist auch das Buch ausgeliefert. Es weist auf mehreren Seiten weiße Stellen auf und einen Verlagsvermerk innen auf dem Buchdeckel: »In diesem Buch gibt es auf einigen Seiten Lücken im Text. Nach Satz, aber vor Druck sah der Verlag sich gezwungen, einige Stellen des Buches auf Betreiben von Frau Alice Schwarzer zu eliminieren bzw. abzuändern.«

In einem Gespräch mit der verkappten Autorin erfährt man, Alice Schwarzer werde das Buch wohl leider totschweigen; und diese wiederum sagt, von juristischen Schritten könne keine Rede sein. Sie habe allerdings einen Brief an den Verleger geschrieben, einen sehr wütenden: Ob so etwas denn Stil des Hauses sein, angesichts Böll & Wallraff & Co als Vertragsautoren... Und sie bittet, einige persönliche Einzelheiten, die sie betreffen, aus dem Buch zu entfernen. Man macht sich sachkundig und erfährt, so ein Brief sei kein juristischer Einspruch, und es sei vollkommen unüblich, wenn auch unanfechtbar, weiße Stellen auszusparen, anstatt vor Druck einen neuen lückenlosen Umbruch herzustellen - eine technische Kleinigkeit im übrigen.

»Zehn Jahre danach« und ähnlich hießen die 68er-Beerdigungsbücher, all die Ich-war-in-den-ersten-Stunden-dabei-Berichte, in denen einer der Verführung nachgab, sich im Nachhinein einen Ausweis für die eigene Bedeutung herzustellen. Mit so einem Danach-Gefühl trete ich bei KONKRET an: Eine Augen- und Wortzeugin wird transplantiert, den Feminismus hinüberzuretten ins Mediale. Ich lasse mich auf den medialen Diskurs ein und sehe doch, was geschieht.

Enthüllungsskandale müssen - wie wir inzwischen wissen - sehr hochkarätig angezettelt werden, um im Informationsüberfluß überhaupt bemerkt zu werden. Allein die Frauen sind immer gut für einen Aufruhr, auch mit schlichtestem Einsatz. Ich selber und alle anderen entdecken plötzlich ihre moralische Redlichkeit. An den Frauen werden wir wieder zu tapferen Wahrheitssuchern, sind empört, entweder über die herrschsüchtige Alice Schwarzer oder die feige getarnte Frauenbewegungsverräterin oder den skrupellosen Verlag. Egal.

Dabei können wir das mediale Spiel immer nur verlieren. Ich sehe doch, was aus all den lebendigen Personen der lebendigen Bewegungen geworden ist: der Feministin im Stadtrat, dem Netzwerker als politischer Bücherschreiber, der Friedensfrau im Koordinationsausschuß, dem Grünen im Parlament, den Hausbesetzern im Round-Table-Geplauder .. : Zombies der Sachzwanglogik. Und ich denke nicht, weil wir Charakterschweine wären, blind und machtgeil ausnahmslos -, sondern das Monster Öffentlichkeit verschlingt uns alle, mitsamt unseren guten Absichten.

Ich habe inzwischen das Buch gelesen, inklusive der weißen Stellen. Natürlich wird nichts enthüllt, und natürlich erkenne ich nichts von der Kraft und der Lust der lebendigen Frauenbewegungsjahre wieder, schon gar nicht die Fallen und Widersprüche ihrer vielspurigen Geschichte. Wie denn auch! Wer auf Enthüllung setzt, bedient nur die Gier aller eh schon feststehenden Meinungen, bestätigt den öffentlichen Sprachgebrauch. Wenn eine Statue enthüllt wird, haben an ihrer Aufstellung längst vorher zig Spezialisten gearbeitet.

Es gab einmal eine kurze Zeit, in der zählte, was Frauen sagten; jetzt ist offenbar wichtig, was sie *nicht* sagen. Die brisanteste Wahrheit ist die weiße Stelle. Und dieser Wahnsinn, die Verkehrung der Verhältnisse in ein öffentliches Gerichts-Szenario, beschleunigt sich, seit die Frauenbewegung nur noch von den Medien verwaltet wird. Sie sind es plötzlich, die all die wichtigen Fragen stellen: -

Gibt es *die* Frauenbewegung noch? -

Was ist die neue Mütterlichkeit? -

Unterdrückt uns die »Wende«? -

Was hat Frauenliteratur bewirkt? -

Schlucken Friedens- und Ökobewegung die Frauenpower? -

Was ist weibliche Sexualität? -

Warum ist die »Courage« eingegangen (mein alter Arbeitsplatz)?

Und es gibt all die richtig/falschen Antworten darauf, weil es all die wichtigen Stellvertreterinnen der verlorengegangenen Bewegung gibt, die sie kompetent und repräsentativ beantworten können. Die von den Medien für tot erklärte Frauenbewegung wird auch von den Medien wieder zum Leben erweckt: Wenn die »Wende« erstmal in alle Köpfe geschrieben ist, haben die Frauen wieder Gelegenheit, zum Protest anzutreten, werden nutzbare Diskussionspartnerinnen. Oder sind, im KONKRET-Haus zum Beispiel, mindestens ein TÜV für Frauenfreundlichkeit. Aber vielleicht sind weiße Stellen ja auch gut, ganz ganz viele wortlose Lücken - bis nichts mehr zwischen ihnen steht. Allerdings, wer auf sein Schweigen zeigt, schweigt noch nicht.

Konkret 10/84, S. 63

Wolfgang Fritz

Heimspiel in Afrika

Nach über 500 Konzerten in Europa fand SARABA, eine siebenköpfige Band aus fünf Ländern (Gambia, Senegal, Guinea-Bissau, Jamaica, USA und Gastmusiker aus der BRD), nun sei die Rückkehr der glorreichen Sieben fällig. SARABA verschmilzt Musik der Wolof und Mandingo aus Senegal und Gambia mit Funk, Reggae, Salsa, Soca und Calypso. Wolfgang Fritz, der seit Jahren mit der Band zusammenarbeitet und zur Zeit Mitorganisator eines Riesenspektakels zeitgenössischer afrikanischer Kultur im November in Hamburg ist, hat der Textverarbeitung Povl von der Reise erzählt

Ein Musiker, der von Afrika nach Europa geht und dann nach Jahren wieder heimkehrt, muß etwas vorweisen. Da ist dieser Nimbus: Nach Europa geht man nur, um Geld zu machen - ein moderner Potlatsch. Die Weißen haben das Geld, also muß ein Afrikaner bei seiner Rückkehr entweder reich sein oder mindestens eine weiße Frau haben. Was dem afrikanischen Studenten sein Diplom, ist dem Musiker seine Schallplatte.

So war für Abdul (den heutigen Chef und Hauptsongwriter) und Peter, unsere gambischen Kollegen in der Band, das Hauptproblem, wie sie die gängigen Vorurteile gleichzeitig erfüllen und entkräften könnten. Und es war ganz gut, daß die Reise sich um ein Jahr verzögerte, wir hatten kaum Geld und waren ziemlich in der Aufbauphase: Backline und PA kaufen bzw. verbessern und eine Schallplatte einspielen.

Dann lief 83 die Tour in der BRD sehr gut an. Da spielte *Saraba* als Vorgruppe zu *Linton Kwesi Johnson* und der *Dennis Bowell Dub-Band.* Von da an klappten alle weiteren Konzerte, auch finanziell. Aber für Westafrika reichte es natürlich richt. Bis mir dann die Idee kam, die Tour über Sponsoren zu finanzieren. Ich komme beim Reisebüro von Karstadt vorbei und denke mir, da gibt es doch den Club Aldiana im Senegal... Am nächsten Morgen bin ich gleich ans Telefon, den Verantwortlichen für den Club in der Neckermann-Zentrale suchen. Es kam zum ersten Vorgespräch und zu einem Treffen mit diesem Herrn bei einem Konzert im *Sinkkasten* in Frankfurt. Über Mikrofon haben wir diesen Herrn ausgerufen: »Herr Schaake, bitte backstage!«, denn keiner kannte den. Man kam ziemlich schnell zu einer Einigung. Der Deal war: für freien Flug fünf Konzerte vor den Touris von Neckermann. Ich hatte natürlich gesagt, wir machen eine riesige Westafrika-Tour von Senegal bis zur Elfenbeinküste. Zum Glück kannte der sich nicht so gut aus, was das für Entfernungen sind in Afrika! Er meinte ganz jovial, wenn wir uns irgendwo auf ein paar hundert Kilometer an den Club herangepirscht hätten, könnten wir doch mal ein Konzert dort geben. Verpflichtung war nur der gig an Silvester. Das war dann der Auslöser.

Plötzlich hatten wir nur noch einen Monat Vorbereitungszeit. Jetzt gingen die Überlegungen los: wo spielen wir denn überhaupt? Mit ein bißchen Verständnis für die Zusammenhänge in Westafrika wollten wir uns natürlich auch bei den Betrübten und Geknechteten wiederfinden, um sie mit unseren musikalischen Weisen zu erheitern. Wir spielen also mehr im Busch und nicht im Stadion oder in Clubs. Im Präsidentenpalais schon gar nicht.

Hier fingen dann die handfesteren Probleme an, und dazu muß ich etwas ausholen. Die Präsidenten in Afrika sind meistens Militärs und meistens sehr eitel, deshalb putschen sie auch gerne gegeneinander, weil jeder jedem mißtraut. Wir haben den Fehler gemacht, daß wir den Präsidenten von Gambia nicht schon von Berlin aus kontaktierten und ihn baten, uns doch freundlich unter seine Fittiche zu nehmen. Ich wollte das eigentlich; aber selten hat die Gruppe so herumgetönt: Nein, das machen wir nicht! In Wolof und Mandingo gibt es das Wort *tesito,* und das heißt: wir vertrauen auf die eigene Kraft. Als Slogan hat es die *People's Progressive Party* in Gambia zu Zeiten mal benutzt, als sie noch wirklich progressiv war. Das war allerdings nur eine sehr kurze Zeit.

»No problem!« meinten die beiden Afrikaner. Ich arbeite schon einige Zeit mit Afrikanern zusammen und weiß, daß es fast immer Probleme gibt. Aber schließlich hatte mich ihr vehementes *tesito* angesteckt. Ich machte mich dann mit den Technicas schlau und organisierte die Transporte. Es wurde ein riesiger Generator angeschafft, mit dem wir vor den Bauern im Busch spielen wollten. Da ging uns dann auch schon das Geld aus. Die Verschiffung mußte im voraus bezahlt werden. 1,6 Tonnen Instrumente, Backline, Endstufen, Boxen, Kabel usw. Wir liefern die ganze Anlage bei der Spedition in Hamburg ab, da ruft die uns ein paar Tage später in Berlin an: Es geht nicht, die Sachen müssen in dicken Holzkisten verpackt werden, sonst übernimmt keine Versicherung die Garantie. Rums, nochmal dreieinhalb Mille. Wir kamen jetzt in Ausgabenhöhen, wo ein Rückzieher kaum noch möglich war. Irgendwie war die Nachricht auch schon rum, daß wir fahren. Sogar in Gambia wußte man schon Bescheid. Wir hätten uns vielleicht noch klammheimlich vier Wochen nach Österreich verdrücken können, aber eigentlich ging nichts mehr. Der Zug war schon angefahren.

Ganz kurz kam noch einmal die Idee auf, man könne ja einen LKW mitverschiffen. Das wurde von unseren Afrikanern abgelehnt: Wir mieten uns dort einen Wagen. No problem. Als Jeff dann auch noch sein Auto anbot, war es für die Afrikaner ganz aus: Dieser verdammte Schrott-Transit, den kann man doch nicht vorführen! Natürlich war der Schrott, aber er fährt immerhin noch. Das war nun insofern irrwitzig, als die meisten Autos in Afrika mindestens ebenso schrottig sind. Die halten da nur zusammen, weil der Mechaniker immer mitfährt. Der muß auf jeder Fahrt anwesend sein; Autos werden da nie in dritte Hände gegeben, die bekommen gleich den *xala*, den Fluch. Man muß sich richtig in diese Gefährte

hineinversetzen. Jeden Tropfen, der verlorengeht, mußt du in dir selber spüren, als ob es dein eigenes Blut wäre. Immer gleich alles nachschütten.

Am 15. Dezember ging es los. Wir standen am Flughafen in Frankfurt mit ungefähr 500 Kilo Übergewicht. Stefan, unser Saxophonist, hatte nur ganz dumpf seinen Berliner Personalausweis dabei. Die von der LTU-Fluggesellschaft haben sich zuerst geweigert, ihn mitzunehmen. Da fing dann schon die Improvisiererei an; vorher verlief mein Leben irgendwie in geordneten Bahnen. Da war nämlich noch die Geschichte mit unserer Tänzerin Maimona Sambo. Sie ist natürlich nicht mitgeflogen; sie sagte: Afrika, das ist Schwachsinn! Da kann man kein Geld machen. Sie bleibt lieber gleich hier, da hat sie wenigstens ihren Putzjob. Die anderen waren auch ganz froh. Sie meinten, man nimmt keine Eulen mit nach Athen. In Afrika können viele so gut tanzen wie Maimona. Sie ist dann hiergeblieben, und auf ihren Namen ist Abduls deutsche Frau mit den beiden Kindern gereist. Das eine Kind rutschte so durch, da es erst ein Jahr alt war, aber Amintha brauchte mit ihren drei Jahren schon einen Sitzplatz. Für sie wurde dann noch ein Ticket organisiert.

Ankunft in Dakar. No problem. Ganz Senegal freut sich, daß wir kommen. Es war Nacht. Gut, da merkt es halt keiner. Dann dieses Gepäck. 500 Kilo zuviel, bei 20 Kilo Freigepäck, macht nochmal 5.200 DM. Die halbe Tonne setzte sich aus Persönlichem, 200 LPs, 500 Cassetten und 5.000 Luftballons, Leuchtkerzen, Feuerwerk und anderen Illuminationsutensilien zusammen. Wir wollten den Afrikanern Zeichen setzen. Wir mußten nur ständig unsere Gepäckpyramide umkreisen, damit unsere Sachen auch den kurzen Aufenthalt am Flugplatz überdauerten. Senegal ist eben ein sehr gastfreundliches Land! Es gibt da so viele Helfende, daß man nicht mehr unterscheiden kann, wer nun wirklich hilft, und wer nur sich selber helfen möchte. Einige eilten mit unseren Teilen ganz woanders hin, als wir wollten. Zum Glück waren unsere Wolof-sprechenden Freunde dabei. Allerdings fielen die mit ihrem gambischen Dialekt auf. Das hat alles wieder ein bißchen erhitzt, da Gambianer im Senegal nicht anerkannt sind und umgekehrt. Wenn jemand klaut, ist sowieso klar, wer es war.

Nichts war also organisiert. Schließlich kriegten wir einen LKW, und der Fahrer knöpfte uns 100 DM für zehn Kilometer ab. Wir sind erstmal zu Abduls Familie in einen Vorort von Dakar gefahren, haben das ganze Zeug abgeladen und uns auf verschiedene Hütten verteilt.

Am nächsten Tag haben wir wieder Autos organisiert und sind nach Gambia durchgefahren. 400 Kilometer von Dakar nach Banjul. Im Vorort Kanifing hatten wir schon von Berlin aus ein Haus gemietet. Kanifing ist eine sogenannte *new town,* die erst in den letzten zehn Jahren entstanden ist, mit ein bißchen Industrie: Honda, Coca Cola und Mercedes, nicht zu vergessen Jul Brew, eine deutsch-gambische Brauerei.

Kurz nach unserem Eintreffen kam auch zum ersten und zum letzten Mal der Besitzer des Hauses. Der Mietpreis schnellte sofort in spiralistische Höhen, als er sah, daß er es mit ein paar Tubabs (Weiße) zu tun hatte. 1.500 DM sollte sein *compound* (Haus) auf einmal pro Monat kosten. Wir einigten uns dann auf einen depressiven Mietzins von 550 DM im ersten und jeweils 500 für die zwei weiteren Monate. Die Orangen und Pampelmusen im Garten waren inklusive. Wir haben uns da ein bißchen eingerichtet, Strohmatten vom Markt geholt und Geschirr und Töpfe, nach einer Köchin Ausschau gehalten und jemandem, der das Haus sauberhält.

Es gab dafür natürlich eine Menge Anwärterinnen aus den Familien von Peter und Abdul, meistens so junge Dinger. Ich vertrat den Standpunkt: in die Küche kommt keine junge Frau, die ist zwar eine Augenweide, aber schafft nichts weg. Wir haben dann 15 Prozent mehr als üblich gezahlt, so hatten wir unser Gewissen abgesichert.

Stefan, Keith, Jeff und Caroline waren nie in Afrika gewesen. Die beiden letzteren sind US-Amerikaner, und Keith kam aus Jamaica nach Afrika nach Hause. Er wurde immerzu auf Wolof angesprochen. In Gambia gibt es seit zweihundert Jahren so eine Art Rastas. Die hatten einen Propheten, der meinte: Jungs, das Leben ist zu kurz, um es durch Arbeit zu vergeuden! Sie schlagen sich meistens mit Betteln und Musizieren durch. Keith ist dann gleich in den ersten Tagen losgezogen und hat auf Festen, Hochzeiten oder auf dem Feld getrommelt und so mit den Einheimischen kommuniziert. Er hat vielleicht am meisten von der Reise gehabt.

Geld hatte keiner außer mir. Ich hatte mir privat Dreieinhalbtausend zusammengeborgt. Davon habe ich gleich ganz kühn die Miete für das Haus bezahlt, und prompt ging es schief. Es kam wohl von den positiven *vibrations,* die ich zu Afrika habe. Das Haus kann nicht weglaufen, und die Orangen waren mindestens ein Drittel des Mietpreises wert. 200 Kilo hingen da an den Bäumen, und wir überlegten schon, ob wir nicht als Nebenerwerb einen Marktstand machen sollten.

Irgendwie wurde ich nach ein paar Tagen unruhig, so als Manager in Afrika, ohne Telefon, und man muß viel zu Fuß laufen. Ich ging halt immer mal wieder zum Hafen, den Attachekoffer in der Hand, und sprach bei der Spedition vor. Das Schiff kam und kam nicht, und niemand konnte mir sagen, wann es endlich kommt. So war es kaum möglich, eine gescheite Tourneeplanung zu unternehmen. Zuerst wollten wir ein Konzert für die *poor people* im Odeon Cinema machen.

Als nächstes dann eins für die Krawattenträger in der Gambia-Highschool zum zwanzigfachen Preis. Da wurde es schon ein wenig komisch.

Wir gingen dann auch mal selber in ein Konzert der *Super Etoile de Dakar* mit Joussou N'Dour. Die Gruppe ist eine Spaltung der *Etoile de Dakar.* Bei diesen Spaltungen von Bands in Afrika kommt es immer zu einer Art Verdichtung, mindestens zu einem »Super«. Da habe ich zum ersten Mal begriffen, wie Konzerte in Afrika zu organisieren sind. Die *Super Etoile* hatten als Senegalesen keine Probleme mit diesem Setup. Anfangen muß man damit, daß man eine gesonderte Auffahrt zur Extrabühne der. *patrons* schafft. Diese Tribüne muß noch schöner sein als die Bühne. Dann braucht man noch etwa zwanzig hübsche Mädchen, die die *patrons* mit Crackern und Getränken überschütten. Das ist alles inklusive beim zwanzigfachen Preis einer normalen Karte. Dafür können die *patrons* dann auch bis auf zwei Meter zu ihren Sitzplätzen vorfahren, aussteigen und sich unter Applaus plazieren.

Das Konzert war ganz schön. N'Dagga Musik, vier Stunden lang. Zu diesem Konzert nahm ich Ute, unsere Technikerin, mit, weil ich der Überzeugung war, daß unsere Anlage nicht ausreicht. Als Beleuchtung hatten sie eine überdimensionierte Glühbirne, und mit ihren Verstärkeranlagen würde sich hier keine Band mehr aus ihren Übungskellern trauen. Da waren wir ganz, beruhigt. Wenn Joussou seinen Gesangspart beendet hatte, trat der lebende Mikrofonhalter zum Talkingdrum-Spieler und dann wieder zurück zum Sänger. So circa 18 Leute waren auf der Bühne beschäftigt. Alle liefen irgendwie sehr wichtig rum. Da gab es einen *manager,* einen *second manager,* der den *manager* ankündigte, wenn der eine Ansage machen wollte. Der Höhepunkt des Konzerts war die Ankunft des stellvertretenden Ministerpräsidenten. Man erkannte ihn schon an der Anzahl der Motorräder, die ihm vorauseilten. Er hatte sechs. Die Musik wurde unterbrochen, und der *second manager* machte eine Ansage, daß jetzt der *manager* den stellvertretenden Ministerpräsidenten begrüßen würde. Das ganze Konzerttheater erinnert an mittelalterliche Ritterspiele mit den Huldigungen an Adel, Kirche und sonstige Würdenträger.

Unsere Anlage hatten wir immer noch nicht. Das Schiff, auf das die Anlage in Hamburg verladen wurde, war noch ein richtiges Schiff. Womit die Sachen dann endgültig kamen, das war kein richtiges Schiff, sondern ein polnisches. Es gibt auf den Weltmeeren zwei Sorten von Schiffen: richtige und unrichtige. Und die fahren von Hamburg erstmal nach Cuxhaven, dann nach Bremerhaven, nach Leer, und dann sind da noch eine Menge Häfen bis nach Banjul in Westafrika. Wir waren nun schon vierzehn Tage da. Und vierzehn Tage sind wir täglich auf die Hafenmole und haben mit einem Feldstecher Ausschau nach diesem verdammten Schiff gehalten.

Zwei Tage vor Silvester kam es dann endlich. Unsere beiden Kisten waren die größten ' und darauf war sehr schön *Saraba Banjul* eingebrannt. Richtig eingebrannt, das war ein erhebendes Gefühl. Der Rest war Zwiebeln. Tausende Säcke von Zwiebeln, und dabei ist Gambia ein fruchtbares Land. Das ganze *equipment* stank entsetzlich. Wir hatten einen LKW gechartert, um das Zeug zu unserem Haus zu transportieren. Auf dem LKW wurden es immer mehr Hilfskräfte. Die dachten: Da ist viel Holz, und wo viel Holz ist, da fällt auch viel ab. Zwei riesige Kisten, jede wog eine Tonne. Beim Auseinanderschrauben habe ich mich eingeschaltet, und jedes Stück Holz wurde erstmal in unseren Hof getragen.

Jetzt ging es richtig los. Die Landkarte wurde geholt, und Fähnchen wurden gesteckt an den Orten, wo wir überall spielen wollten. Ein Ort war zu groß, ein anderer zu klein, und dort sind zu viele *peuls*, die können leicht verhexen, und dann kommt kein Ton mehr aus der Anlage. Es gab Schwierigkeiten. Erstmals mußten wir mit dem ganzen Gelumpe zurück in den Senegal, um unsere Verpflichtung im Club Aldiana zu erfüllen. Durch die Feilscherei an der Fähre hatten wir schon zwei Stunden Verspätung, und im Senegal war die Situation geprägt durch den Geldmangel der Polizisten.

Der Club Aldiana hat den Flair von Westberlin, mit Mauern, Stacheldraht, Wassergräben, bewaffneten Wächtern und vielen Schranken. Das ganze Areal umfaßt drei Kilometer Strand und ein riesiges Gelände mit 400 Rundhütten-Apartments. Senghor hat diesen Club vor zehn Jahren persönlich eingeweiht. Eine geteerte Straße führt dorthin, der nächste Ort ist zehn Kilometer entfernt, und am Schlagbaum steht ein Schild »Privatweg«. Wir hatten unseren Auftritt in einer riesigen Rundhütte, in die bestimmt 400 Leute passen. Das Konzert war furchtbar! Nach drei Wochen Afrika waren wir heimgekehrt auf eine deutsche Silvesterparty: Schwer beladene Büffets, alle waren sehr schnell besoffen, Ochsen wurden am Spieß gegrillt, eine Kette schwarzer Fackelträger - mit freiem Oberkörper und geölter Brust - beleuchtete das Szenario am Strand. Ein Feuerwerk wurde von einem Spezialisten gezündet, den sie extra aus Wuppertal eingeflogen hatten. 3.000 DM wurden in die Luft geballert, und der Star des Abends war eindeutig der Pyromane.

Für uns war es schrecklich. Keiner hatte Lust zu spielen, und nur mit Mühe war die Gruppe auf die Bühne zu bringen. Das Programm der Animateure lief woanders; und es war so ein C&A Sixth-sense-Chic vertreten: manchmal wagte man auch einen Foxtrott.

Wir sind da schnell wieder abgehauen, und dann kam auch schon die Nachricht, daß wir ein Konzert im zweitgrößten Stadion von Dakar mit Fernsehaufzeichnung geben sollten. Aber erstmals kam der Nachtclub »Kilimandjaro« dran. Wir fahren also am Neujahrsmorgen in Dakar ein und sehen auf einmal ein riesiges Banner über die Straße gespannt: »L ´orchestre talentieux européen le SARABA«! Also Neujahrsabend sind wir gleich in diesen neuen Nobelclub, direkt am Meer. Der gehört einem ehemaligen Reporter, der sein Geld in Kanada gemacht hat. Eintritt kostet um die 30 DM, alles nur

vom Feinsten. Unser Deal war fifty-fifty vom gesamten Umsatz. Wir bauen auf, und schon gehen die Ziehereien in der Gruppe los. Keiner wollte richtig. Mitternacht waren dann rund acht Gäste da, und wir wollten schon wieder einpacken. Unser Agent ganz erregt: Ihr müßt spielen! Er hätte jetzt schon so viel investiert. Um ein Uhr, als die Gruppe anfing, waren vierunddreißig zahlende Gäste anwesend. Wir bekamen dann 1.300 DM Gage und konnten es nicht fassen. Da war so ein Typ erschienen, der Sohn eines Ministers, mit seiner ganzen Schwitte, so acht bis zehn Leute. Die haben sich den Champagner und Whisky flaschenweise reingezogen, für 120 DM das Stück. Und wir hatten ja 50 Prozent.

Abdul weigerte sich, mit denen auf Wolof zu sprechen, und hat die nur auf englisch oder spanisch angemacht. Aber Abdul konnte sowieso kein Wolof mehr, kaum war er in Afrika. Während Peter schnell seine Sprache wiedergefunden hatte. Am nächsten Abend waren auch wieder nur 30 bis 40 Leute im Club. Und der Deal war plötzlich nur noch die Hälfte vom ersten Getränk.

Nach einem Mitschnitt für das senegalesische Fernsehen - die Redakteure waren ganz begeistert - fuhren wir zurück nach Gambia, denn es ging die Kunde: das Land wartet auf Saraba. Eigentlich war vorher noch ein Konzert in Dakar geplant, was aber mit der Tournee von Toure Kunda kollidierte: Das Publikum war vor die Wahl gestellt, für ungefähr zwei Mark zum großen Festival mit drei Musikgruppen zu gehen oder für vier Mark ins kleine Stadion zu uns. Die wildesten Spekulationen entbrannten: Warum hat Toure Kunda das getan? Wir spielen nicht! Doch, wir ziehen denen das Publikum ab. Vielleicht sollte man sich zusammentun. *Saraba* ist doch keine Vorgruppe! Die helle Aufregung. Das Stadion mußte bezahlt werden, und die Bullen waren auch schon gemietet. Die Fraktion in der Band, die alles für eine Verschwörung hielt, siegte, und fortan hieß die Parole nur noch: Gambia wartet auf *Saraba.*

So abwegig war das auch nicht. Von morgens bis abends konnte man Songs der Band im Radio hören, bis es den Sarabisten schon aus den Ohren hing. Man fuhr also nach Gambia zurück. Ein Gegenkonzert am selben Abend wollten wir nicht; aber plötzlich kriegten wir Visumsärger. Bei der Einreise knallten die uns einen Stempel rein, wir sollten innerhalb von sieben Tagen beim *immigration officer* um weiteren Verbleib ersuchen. Völlig bescheuertes Ding, da es ein Paßabkommen zwischen beiden Ländern gibt. Dazu noch die Datierungsprobleme: Im letzten Drittel des Monats haben die Leute kein Geld, also kann man keine Tournee in die Provinz machen. Eigentlich hatte sowieso niemand Geld, da gerade Silvester gewesen war. Die Stimmung in Kanifing, in unserem gemieteten Haus, war kurz vor einer Implosion. Die Scheiße war am Dampfen. Die Sickergrube war voll, übergelaufen oder sonstwie verstopft. Man redete und redete, und nichts passierte. Bis dahin hatten wir noch keine wirkliche Mark oder *dalassi* gemacht. Vier Wochen im Land, und wir waren ziemlich pleite.

Solange hatte ich aus Respekt gegenüber unseren afrikanischen Kollegen in der Band eine gewisse Zurückhaltung geübt, was die Managerei anging. Nach vier Wochen tauschte ich dann aber die Shorts mit den langen Hosen, packte meinen Attaché und ging auf Klinkenputztour. Eine Tanzparty wäre auf die Schnelle möglich gewesen. Aber die Band befand, sie sei keine Tanzband. Was für ein Quatsch! Unsere schwarzen Kollegen hatten echt Manschetten vor dem Heimspiel.

Plötzlich war es aber mit der ganzen Spielerei vorbei, denn nun hieß es, wir seien ein Sicherheitsrisiko. Abdul und Peter erfuhren, daß die Pässe inzwischen beim *security officer* seien. Und wir hätten innerhalb von drei Tagen das Land zu verlassen. Jetzt galt es, schnell das Geld für den Gepäcktransport nach Dakar zu organisieren. Wir bekamen zwei klammheimliche *gigs* in den beiden ersten Hotels, um wieder vor europäischen Touristen und Geschäftsleuten zu spielen. Mehr als ein opulentes Mahl und ein paar Mark sprangen da nicht bei raus. Alles war schon auf dem Appel-und-Ei-Niveau angelangt.

Die Rückkehr in den Senegal nach all der Schmach in Gambia sollte nun der Höhepunkt der Reise sein. Unser Agent in Dakar startete einen zweiten Versuch im Stadion. Das senegalesische Fernsehen war da, erstes und zweites Programm, die haben alles mitgeschnitten, für nullo! Wir haben mittlerweile in Erfahrung gebracht, daß Ausschnitte von diesem Konzert jetzt dort jede Woche im TV ausgestrahlt werden.

Bis zehn Uhr abends waren ganze 40 Zuschauer da - ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Bühne, dem aufgezwungenen Polizeischutz und dem Publikum. Die Massen verharrten vor dem Tor. Nach einstündigem Konzert beschlossen wir, die Tore zu öffnen, und Hunderte stürmten das Stadion. Wir konnten froh sein über die Bullenabschirmung. Wie üblich fiel das Licht aus, im Nu versuchten die Kids, die Bühne zu stürmen, um an die Luftballon-Fetische zu kommen. Und da waren auch schon die eine Hand an einem Kabel, die andere an der Gitarre.

Als krönenden Abschluß hatten wir dann noch die restlichen fünf *gigs* im Aldiana, bei freier Kost und Logis für zehn Tage. Das war also unsere glorreiche Heimkehr nach Senegambia.

LP SARABA: »Papa Music« Inner Music Label Vertrieb durch EfA-Berlin

einige Tourdaten im Oktober '84:

5.10. Wendlingen

6.10. Recklinghausen (Ruhrfestspiele) 9.10. und

10.10. Bochum

12.10. Friedberg

13.10. Filderstadt

24.10. Mainz

26.10. Trier

27.10. Dortmund

Konkret 10/84, S. 68

Eila Immer

Telefonfarbenes Stimmengewirr

Unterhalb des Flusses offizieller Kultursprache vernehmen wir das Gemurmel um kleine Verlage. Hier herausgegriffen und verstärkt das um den Anton W. Weber-Verlag. Eila Immer besorgte den Textzusammenschnitt. Sie hat die Geschichte.

Melody Aiwa, eine Freundin in Berlin, besitzt ein Archiv besonderer Art: Seit dem 26. September 1982 hält sie jeden Tag auf der Tonbandcassette fest. Nicht in Form der Übertragung des allvertrauten Tagebuchs auf ein neues Medium, sondern als Dokumentation ihrer Bewegung. Geräusche und Unterhaltung aus Bus und U-Bahn, Auto, Zug und Flugzeug, Dampfer und original zu Fuß. Dazwischen kommt sie an: bei Freunden, in Cafés, Restaurants, Kneipen, Konzerten, Diskussionsveranstaltungen, Parties, Ausstellungen, Supermärkten, halt überall, wo man sein kann, ohne sich selbst in größerem Umfang am Austausch der Worte beteiligen zu müssen.

Melody Aiwa kommt dabei erstaunlich dicht an die Unterhaltung ihrer Mitmenschen heran. Sie profitiert von deren Einschätzung, es handle sich bei ihr um eine tumbe Walkman-Tante, die auf ihre Überdosis Musik in keiner Lebenslage verzichten kann. Ist sie erst einmal als Taube klassifiziert, reduzieren sich die Gesprächsphone nicht, sondern halten Konstanz, was Melody mit dem im Gerät integrierten Mikrophon festhält.

Melody: Neben der Möglichkeit, sich die Welt als gut synchronisierten Film zu gestalten, kann so die Geschwindigkeit reduziert werden: der Banddurchlauf liegt bei 3 Meter pro Minute, was 5 cm/sec entspricht oder 0,18 km/h. Ein Geräusch/Zeitverhältnis, mit dem man noch gut arbeiten kann.

Im Moment benutzt sie ihr Archiv in Zusammenarbeit mit der Video-Künstlerin Lisa Schlee im Projekt »Budapester Vorlagen für die Imitationskunst der japanischen Industrie am Beispiel Bela Bartoks« (eine Bild-Geräusch-Bild/Ton-Achse zwischen Budapest-Berlin-Paris). Seit kurzem experimentiert sie auch mit der Musikformation »Tote Zeit« und dem Fotografen Lik To, der ihre Geräuschbänder visualisiert, zu Diaserien zusammenstellt, die wiederum den. Musikern als Kompositionsgrundlage dienen. Zur Aufführung kommen dann alle drei Elemente simultan oder auch nicht, wie's halt klappt.

Aber darüber soll ich an dieser Stelle nicht schreiben, sondern über einen kleinen Verlag - und deshalb auch Melody Aiwa: Mit einer Verneigung vor dem Prinzip des Zufalls frage ich bei ihr an: Sag' mal, du hast doch, gehst doch so viel in Cafés um, brauche da was von der vordersten Peripherie-Front, Abteilung Literatur. Melody und ihre Kartei zaubern den 27.11.83 »rosalinde« heraus. Sie legt die Cassette ein, meinen Ohren die Hörer an und transportiert mich ins Café.

An meinem Nebentisch sitzt K.P. Herbach, ja, ich erkenne die Stimme, schließlich war er mein Vorgesetzter bei einem staatlich organisierten Time-charing-Job an der Akademie der Künste und außerdem, laut einer inzwischen in Konkurs gegangenen Stadtillustrierten, »rühriger Organisator des Berliner Literaturbetriebs«. Und der läßt sich jetzt von irgendjemand erzählen, was dessen Problem beim Lesen ist.

Schön, die Schwierigkeit, den Autor vom Text abzukoppeln und letzteren ohne den Ballast der Vorinformation über ersteren zu lesen, wird durch das wilde Wachsen der Pseudonyme - geradezu ein Snobismus zu einer Zeit, da sich jeder einen Namen erschreiben will, aber wann waren die Zeiten anders? - erleichtert. Und diese Pseudonymschwemme ist nicht nur eine an der Oberfläche der Namensgebung, nein, vielmehr das Durchsetzen des Prinzips des Autors als Focus, als Schnittpunkt sich kreuzender, na Du weißt schon - Diskurse. Der Punkt ist nun bloß der, daß der Autor als Schnittpunkt die Aussage immer noch auf den Punkt bringen muß, anstatt sie zu diffundieren, oder - wie Bonvillard sagt - gilt es doch die Eindeutigkeit der Botschaft zu brechen, die Ambivalenz des Sinns wiederherzustellen und im gleichen Zug die Instanz des Codes zu liquidieren.

Ist schwer, ich weiß, aber kürzlich habe -Ich ein Buch gefunden, das mit mir, in diesem Sinne, von der ersten bis zur letzten Seite gerast ist - »Vlado-Moon« von Berreth Lewe. Gerast, weil dieser Roman in meinem Kopf kein einziges Bild entstehen ließ, da die Kohärenz einer möglichen Botschaft durch das schnelle Umspringen der erzählenden Perspektive einem Cut-up-Verfahren unterzogen wird, das nicht durch die Brutalität des gewollten Zufalls regiert, sondern die Sinne unmerklich entführt. Und das ist es doch genau: daß ein Bild, welches durch die Romansequenz irgendeines x-beliebigen Buches in meinem Kopf entsteht, eine Nachgeburt aller Bilder dieser Welt ist. Ich habe sie allesamt gesehen. Und vor die Alternative gestellt, Bilder aus zweiter Hand oder als Original zu konsumieren, lege ich so ein Buch, diesen durch Schriftzeichen getarnten Bildband, beiseite, gehe ins Kino, sehe mal auf dem Fernsehschirm nach. Jetzt geschieht das Umgekehrte. Ich sehe Bilder und soll mir etwas dabei denken. Etwas von den Bildern Gereinigtes, bilderlos wie eine Meinung, dieses Totem der informierten Gesellschaft...

Er schwirrt voll in Richtung überinformierte Gesellschaft ab, und ich tauche unter den Kopfhörern weg aus dem Café. Melody Aiwa erzählt mir, sie hätte sich den »Vlado-Moon« besorgt, ihn nicht gebrauchen können und an Ruth Schrank,

eine Industriefarbdesignerin weitergegeben, da sie am Begriff des »telefonfarbenen Anzugs« hängengeblieben war. Ruth Schrank am Telefon: Der telefonfarbene Anzug ist heute nicht zu realisieren. Es gibt jetzt graue, grüne, orangefarbene Telefone. In 20 Jahren könnte das gehen - ein Erinnerungsreflex an eine Zeit, als die Dinge noch ihre bestimmte Farbe hatten.

Ich verabrede mich zu einem Gespräch mit Ruth Schranks Freund, Germanist und betont namenlos. Er arbeitet seit acht Jahren an einer Literaturtheorie des 21. Jahrhunderts. Er sagt: Der »Vlado-Moon« ist sehr einfach geschrieben, und auf einen ersten und zweiten Blick liegt diese Action- und Sex-Geschichte unter dem Level billigster Ramsch-Literatur. Das hat System. Mit dem Buch halten wir uns im nächsten Jahrhundert auf, in einer quasi nachhistorischen Zeit: Die heute prognostizierten Katastrophen sind überwunden; Europa ein ökologisch befriedetes laues Aquarium, das in der 3. Welt einige revolutionäre Gruppen als handhabbare Schreckensbilder finanziert. Die beschreibende Ich-Person, Vlado, erfolgloser Schriftsteller, Millionenerbe, kann diese Welt nur schemenhaft mitteilen: sie ist so leer und langweilig, daß er sich in ihr als Mythos einer fast vergessenen Zeit installieren muß. Als letzter Mann, dem die Frauen in die Hose fahren wollen, und als scharfsinnig kombinierender Schriftsteller. Doch er ist ein Fossil.

Die Bevölkerung ernährt sich inzwischen von Erotic-Food - das sättigt und befriedigt -, trägt falsche Brüste und synthetische Ärsche. Die in Obszönität vorgetragene Lust auf Paarung ist nurmehr leere Geste - da alle vergessen haben, wie es geht, kommt es nie zur Ausführung. Was bleibt, ist eine in Dummheit und Geldgier dahindämmernde Gesellschaft. Kretins und Krüppel, in der ein Einäugiger wie Vlado schon für Qualität steht, weil er von sich behauptet, er sieht, er denkt.

Also Schrott? frage ich.

Unter dem Blickwinkel derzeitiger Literaturgestaltung, die ein Individuum in die Mitte stellt und da herum eine möglichst filigrane Welt des Leidens, des Lachens, des Erkennens etc. - ja. Was aber ist, wenn hier der Versuch unternommen wird, die derzeitige Ich-Literatur um 50 Jahre zu verlängern? Was kommt dabei heraus? Vielleicht so etwas wie der Vlado-Moon. Das ausgelaufene Ich, das sein Gedächtnis gegen eine Memory-Apparatur eingetauscht hat. Dieses Memory ist mit der Bild-Produktion/ Konsumtion-Einheit zur Projektionsfläche auf Lebensgröße zusammengeschaltet. Das darf man sich nun nicht als einen Kinosessel vorstellen, in dem ein zugedröhnter Zuschauer nicht mehr zwischen seiner Wirklichkeit und der der Bilder unterscheiden kann - nein, der Platz ist unbesetzt; verlassen worden.

Und aus diesem imaginierten Nicht-Ort oder Nicht-Sessel redet ein Ich-Schriftsteller-Vlado-Moon?

Ja, und zwar als eben diese lebensgroße Projektionsfläche gestörter Apparate, als Rekonstruktion der Gattung Autor, dessen Kontur sich längst in der alltäglichen Bilderproduktion aufgelöst hat...

Er schraubt sich zu immer ferneren Höhen. Ich frag mich - uneingeweiht -, ob seine Specials noch etwas mit dem Vlado-Moon zu tun haben, und nehme mir vor, das Buch demnächst zu lesen. Doch davor liegt noch das Gespräch mit den Verlegern des Vlado-Moon: Christel Ehlert und Anton Weber, in der Münchner Verlagswohnung.

Das Verlagsprogramm, ja das Verlagsprogramm. Und die Autoren. Wer zum Beispiel ist Berreth Lewe? Und wieso gerade diese Bücher? Das Lager hatten wir bis vor kurzer Zeit im Keller dieses Apartmenthauses. Wenn ein Buch bestellt wurde, bin ich in den Keller, habe es nach oben getragen, in eine Jiffy-Tüte gesteckt, zur Post gebracht und mir gesagt: So ist das also, wenn man ein Buch verlegt hat. Dann gibt es die Menschen, die man kennenlernt. Zum Beispiel Berreth Lewe. Irgendwann saßen wir über einem Haufen Papier, das er vollgeschrieben hatte. Wir hatten ein Haus in Südfrankreich gemietet, ihn eingeladen. In den sechs Wochen haben wir im langsamen Leben, es war Sommer, die Seiten mit ihm hin- und hergeschoben. Das wurde dann der Vlado-Moon. Daraus wurde der Weber-Verlag, der jetzt hintendran hängt an dem, was wir machen.

Deswegen ist das mit dem Verlagsprogramm eine Frage, die nicht geht. Wir fragen nicht, brauchen wir einfach nicht: Für welchen Markt produzieren wir, wo ist der Markt, und wenn er nicht da ist, wie stellen wir ihn her? Das haben wir direkter gemacht. Wir haben in ein paar oberbayrischen Städten am Markttag einen Stand mit unseren Büchern aufgebaut. Das ist ein Extrem an Markterfahrung, das uns den Rest der Märkte beruhigt delegieren läßt: die Buchhändler und Buchmessen macht der Vertreter für uns. Nicht der Warentausch, sondern das Zusammensein und Herumspielen, Tüfteln mit Fremden, Bekannten, Freunden ist es. Dabei kommt dann manchmal etwas heraus, was als Produkt des Weber-Verlags erscheint.

Nehmen wir das neueste Produkt: »Da-Capo«, ein Bilderbuch mit kurzen, tanzenden Texten. Wir haben das mit einem Freund zusammen gemacht, mitgeschrieben, sind von einer Lyrikzeit ausgegangen, in der wir »Pistolenfalter und Märchenkopf« von Werner Petermann herausgegeben haben. Das hat sich davon abgelöst, eigene Füße bekommen, hieß dann Da-Capo - Hochstimmung und auch im Down: noch mal -

»Schneewittchen

Schneewittchen

welch ein wahn

und toller unsinn.«

Wie geht das nun? Der Text, die Bilder, der Buchhandel, die Rezension? Der Buchhändler fragt: »DaCapo, ist das jetzt der Titel oder der Autor? Dazu läßt sich sagen: Dreifarbdruck auf 150 g/qm Papier, 28 DM Ladenverkaufspreis, deckt unsere Kosten erst bei der 3. Auflage, also teure Aufmachung - ideales Weihnachtsgeschenk. Auch wegen der Bilder. Es könnten wiedergefundene Bestandteile des Van-de-Geelde-Archivs sein, Phantasiegestalten, die über feingliedrige Auswüchse bisher unbekannter Extremitäten Verbindung aufnehmen und unverständliche Systeme herstellen. Dazu Texte, die Zeugnis geben vom immer schon anwesenden Wahnsinn in der Sprache, der nur durch sein Stottern, das Faden-Verlieren als solcher kenntlich wird.

Oder hätten Sie es gerne auf der Ebene der Geschwindigkeitsproblematik, der autistischen Bewegung des Unterwegsseins? Bitte: »Wir fliegen heut nach Madagaskar. Dann geht's wieder zurück nach Deutschland, Rolf erwartet uns in Hamburg. Ich glaube, er hat das Geld.« Irgendjemand hat hier die Übersicht verloren, gerade so wie in den Gedanken, die zwischen Wachen und Einschlafen durch einen Kopf laufen. Und auch das könnten die Texte sein: Gedankenzuckungen die nach ihrem Verschwinden im Dunkel des Schlafs zwangsläufig falsch rekonstruiert werden.

Eine Hülle von Interpretationen, deren Richtig und Falsch ein wenig ein Schnurz ist. Wichtig scheint uns einzig der Gebrauch der Bücher. Ob sie Zündkerzen werden für sprunghaft anderes, zwischen demselben und dem Gegenteil. Und solange das für den Verlag tragbar ist, wollen wir nicht fragen, ob das für den Verlag tragbar ist. Also kein Einschluß in ein Buch-Programm, sondern eher Öffnung zu einer multiplen Produktionsweise: Buch, Musikcassette, Video - vielleicht. Das hängt eben davon ab, was und wer uns begegnet.

Aber wir freuen uns auch, wenn jemand nur sagt: DaCapo ist ein schönes Buch.

---

u.a. erschienen: Berreth Lewe: Vlado-Moon; 253 Seiten, 18 DM, DaCapo; 160 Seiten, 28 DM; Anton W. Weber Verlag, Keferstr. 20 , D- 8000 München 40. Tel.: (089)34 32 43/(030)323 36 02

Konkret 10/84, S. 70

Christel Dormagen

Spätlese leicht überfroren

Ich rufe die Freundinnen an. Sie finden, eine Buchmesse kommt immer zu schnell. Jetzt ist schon wieder dieses Jahr! Sie haben noch nicht einmal gelesen, was vorher kam. Dabei hatten sie wohl Lust.

Zum Beispiel, sagt **Anna,** »Der Baron in den Bäumen« von Italo Calvino. Ihre Freundin Frauke sei hingerissen. Christoph Meckel mag sie selber, kommt aber mit dem Lesen nicht hinterher. Ihre Psychologin-Freundin findet »Die furchtbare Wahrheit« von Marie Marcus wichtig, weil es vom angeblichen weiblichen Masochismus handle. Und »Ti Jean oder die Heimkehr nach Afrika« von Simone Schwarz-Bart war ihr so beschrieben worden, daß sie neugierig ist: befremdend und verführerisch zugleich sei das Buch. Aus der Fremde nennt sie noch Mercé Rodoreda: »Auf der Placa del Diamant«, eine spanische Mann-Frau-Geschichte, mit der Frau im Zentrum, hat sie gehört.

Pieke hat nur eine Liebe, aber eine heftige: »Lulu in Berlin und Hollywood«, die Autobiografie von Louise Brooks. Von ihren Filmen kennt sie sie, und beim Blättern ist sie an dem Satz hängengeblieben: »Über den stillen Sadismus der Regisseure hinter der Kamera« erfahre man etwas.

Regina fällt nichts ein. Sie sagt: Ich lese zur Zeit das »Tagebuch eines Verführers« von Kierkegaard. Das sei ja zu alt für eine Empfehlung.

Barbara blickt süchtig den neuen Büchern von Frauen entgegen. Bis es soweit ist, schaut sie auch sehr weit zurück. Neben ihrem Bett liegt Johann Jakob Bachofen: »Das Mutterrecht«.

Durch eine Rezension ist **Adelheid** auf Vladimir Nabokovs »Die Kunst des Lebens« neugierig geworden, weil sie sich für englischsprachige Literatur interessiert. Von Joyce Carol Oates weiß sie, die gefällt ihr immer. Den vorletzten Roman und die Erzählungen hat sie noch nicht gelesen. Ihr Mann und ein Freund haben ihr, unabhängig voneinander, Gombrowicz' »Ferdydurke« ans Herz gelegt. Und bei »Der Fürst der Phantome« von Burgess vermutet sie, es müsse was dran sein an den fast 1.000 Seiten, wenn sogar Angelika begeistert ist.

Dorothee hat eine ganze Wunschliste ins Tagebuch notiert. Bei Barbara Sichtermanns »Weiblichkeit« verspricht sie sich von Namen und Titel etwas. Auch Marlis Gerhardt kennt sie, von Besprechungen und Veranstaltungen. Und Rahel Varnhagen ist ihr seit Studienzeiten eine unbekannte Reizvolle. Deshalb will sie jetzt lesen: »Kein bürgerlicher Stern, nichts, nichts konnte mich je beschwichtigen«. Übers Autoradio hat Marlis Gerhardt sie auch auf die Spur einer ehemals leicht Verachteten gebracht: Ingeborg Bachmanns »Malina« hat sie gerade gekauft. In derselben Rundfunksendung war auch von Franziska Gräfin zu Reventlow die Rede. Außerdem hat Dorothee zum Geburtstag »Das Geisterhaus« von Isabell Allende bekommen. Zum Schluß rückt sie mit Anna Wheill heraus: »Die Kunst, mit Männern glücklich zu sein«. Das ist ein bißchen peinlich, nicht? fragt sie mich lachend am Telefon.

Zu Herzmanovsky-Orlando sagt **Huana:** den sowieso! Jetzt will sie »Rout am Fliegenden Holländer« lesen. Daneben hat sie ein Interesse an Oral history, gerade in Verbindung mit dem Faschismus. Deshalb steht, noch ungelesen, Lutz Niethammer: »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll« im Regal. Bei dem »Geheimnisvollen Leben des Salvador Dali« (von ihm selber) liegt es, sagt sie, am ersten Satz: »Im Alter von sechs Jahren wollte ich Koch werden. Mit sieben wollte ich Napoleon sein. Und mein Ehrgeiz ist seither stetig gewachsen.« Die »Deutsche Kinderchronik« von Katharina Rutschky möchte sie aus anderem Grund lesen: weil die Autorin so nett und so klug ist - wenn man das sagen dürfe...

Sabine will sich endlich »Rita Münster« von Brigitte Kronauer besorgen, weil sie »Frau Mühlenbeck im Gehäus« seit einem Jahr allen schenkt und verleiht. Hermann Burgers erstes Buch findet sie blöde, aber - sagt ihre Freundin - »Die künstliche Mutter« sei wirklich anders. Von Anne Dudens »Übergang« weiß sie nicht mehr, wie es auf ihren Bettstapel kam.

Silke würde mir am liebsten ihre ganze Liste vorlesen, mindestens 35 Bücher. Das ist zuviel! Und außerdem, sagt sie, liegt Cocteau schon ewig bei ihr herum.

Italo Calvino: Der Baron auf den Bäumen. Hanser 1984, 286 Seiten, 29.80 Mark

Christoph Meckel: Licht. Fischer Taschenbuch 1980, 5.80 Mark

Maria Marcus: Die furchtbare Wahrheit. Rowohlt 1982, 320 Seiten, 28 Mark

Simone Schwarz-Bart: Ti Jean. Oder die Heimkehr nach Afrika. Peter Hammer Verlag 1982, 320 Seiten, 14.80 Mark

Mercé Rodoreda: Auf der Placa del Diamant. Suhrkamp 1979, 300 Seiten, 32 Mark

Louise Brooks: Lulu in Berlin und Hollywood. Schirmer-Mosel 1983, 120 Seiten, 14.80 Mark

Vladimir Nabokov: Die Kunst des Lesens. Fischer 1983, 498 Seiten, 38 Mark

Joyce Carol Oates: Grenzüberschreitungen. Erzählungen. dtv 1981, 8.80 Mark. Und: Im Dickicht der Kindheit, DVA, 350 Seiten, 38 Mark

Withold Gombrowicz: Ferdydurke. Hanser 1983, 330 Seiten, 34 Mark

Barbara Sichtermann: Weiblichkeit: Zur Politik des Privaten. Wagenbach 1983, 160 Seiten, 12 Mark

Marlis Gerhardt: Kein bürgerlicher Stern, nichts, nichts konnte mich je beschwichtigen. Luchterhand 1982, 146 Seiten, 10.80 Mark

Ingeborg Bachmann: Malina. Suhrkamp 1982, 336 Seiten, 20 Mark

Isabell Allende: Das Geisterhaus. Suhrkamp 1984, 440 Seiten, 38 Mark

Anna Wheill: Die Kunst, mit Männern glücklich zu sein. Matthes und Seitz 1983, 239 Seiten, 22 Mark

Fritz von Herzmanovsky-Orlando: Rout am Fliegenden Holländer. Residenz Verlag, 350 Seiten, 55 Mark

Lutz Niethammer: Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. J. H. W. Dietz Nachf. 1983, 320 Seiten, 29.80 Mark

Salvador Dali: Das geheime Leben des Salvador Dali. Schirmer-Mosel 1984, 503 Seiten, 49.80 Mark

Katharina Rutschky: Deutsche Kinderchronik. Wunsch- und Schreckensbilder aus vier Jahrhunderten. Kiepenheuer & Witsch 1983,680 Seiten, 68 Mark

Brigitte Kronauer: Rita Münster. Klett-Cotta 1983, 300 Seiten, 32 Mark. Und: Frau Mühlenbeck im Gehäus. Klett-Cotta 1981, 236 Seiten, 28 Mark

Hermann Burger: Die künstliche Mutter. Fischer, 267 Seiten, 32 Mark

Anne Duden: Obergang. Rotbuch, 144 Seiten, 10 Mark

Konkret 10/84, S. 72

Boris Cornelius

Sehschlacht am Lido

Noti□ en □ ur Biennale in Venedig

War es die falsche Krankheit im falschen Moment, oder hatte Isaac B. Singer einfach keine Lust, als Juror zur Filmbiennale nach Venedig zu kommen, und erfand deshalb genau das Passende? »Unfortunately a sudden eye-illness forbids me by my doctor's orders to undergo visual effort«, lautete sein Absagetelegramm. Ausgefuchste Beobachter glauben an die »plötzliche Augenkrankheit«, lügen könne er besser, also müsse es die Wahrheit sein. Doch kann man, zumal als professioneller Geschichtenerzähler, überhaupt Besseres erfinden als wehe Augen, um sich vor einem Filmfestival zu drücken? Gerade die Plumpheit ist das Raffinierte.

Ähnlich dachte wohl auch der Berichterstatter der »FAZ«, H. D. Seidel, als er über Thomas Harlans Film »Wundkanal« schrieb. Dieser »Wundkanal« führt von Auschwitz nach Stammheim, zeigt die Ähnlichkeit der Verfahren anhand der Personalunion der »Vollstrecker«: der Beamte, der die Vergasungen im 3. Reich »erfand«, erfindet auch den Hochsicherheitstrakt in Stammheim, die Regierung Baden-Württembergs hat das Monstrum als Chef der Landesbauten im Innenministerium angeheuert.

Alfred Filbert, SS-Obersturmbannführer, Chef von Exekutionskommandos in Litauen und Weißrußland, 1944 als Gruppenleiter an der als Selbstmord getarnten Ermordung französischer Generäle in der Festung Königstein beteiligt, 1947 Personalchef der Möbelfabriken Pferdemenges, 1950 Prokurist der Hypothekenbank Hannover, 1962 verurteilt zu lebenslanger Haft wegen Mordes in 6.800 Fällen, 1977 wegen fortschreitender Erblindung aus der Haft entlassen - dieser Alfred F. spielt die Hauptrolle in »Wundkanal«. Der wirkliche Massenmörder spielt den Kriegsverbrecher Dr. S., der von vier Terroristen entführt und an die Gräber seiner Opfer verschleppt wird. Ähnlichkeiten des Szenarios mit der Entführung des SD-Mannes Dr. Schleyer sind nicht »rein zufällig«. Plumpheit kann, wo Raffinesse fehlt, auch einfach nur plump sein, findet wohl der »FAZ«Mann: »Es ist schlicht unzulässig, Fiktion und Fakten, biographische sowie historische Tatsachen und Erfundenes so ununterscheidbar zu mischen, wie Harlan das tut, und statt Beweisen nur Grauen, Dunkel und Verschleierung aufzubieten.«

Als ob nicht schon die Biographie der vier Wundkanal-»Helden« - Alfred F., Erwin Schüle, Walter Kurreck, Walter Rauff - ein Maß an Grauen, Dunkel und Verschleierung dokumentierten, das jede Fiktion übersteigt. Die Dreharbeiten zu diesem fürs deutsche Publikum wohl wichtigsten Beitrag hat Robert Kramer mit einer Video-Crew begleitet und daraus den Film »Unser Nazi« gemacht. Unser Nazi Alfred F. erinnert sich nicht. Die Erinnerung steigt erst auf, als er an die Filme des berüchtigten Veit Harlan - des Vaters des Regisseurs - denkt, mit denen sich die Soldaten nach ihren Exekutionen getröstet haben. »Erinnerungen an Wohlbefinden, an die große Harmonie, Maschinengewehr-Silbertanne-Kino, mit Musik.« (Thomas Harlan)

Harter Schnitt ins Hotel »Excelsior« - nach Auschwitz kann man keine italienischen Komödien rezensieren. An der Bar begegnete mir - süßes Vergessen - der schwarze Lederrock, den Fanny Ardent in Truffauts Krimi »Auf Liebe und Tod« trug. Hier, in Resnais' »Liebe bis zum Tod«, spielt sie eine protestantische Pfarrersfrau und ist nur halb so schön. Auf der Pressekonferenz, wo ich mir diesen kurzen Lederrock gewünscht hätte, ein bis auf den tiefen V-Ausschnitt der Rolle angemessener Aufzug - schade. Neben mir sitzt der Korrespondent der »taz«, der von ihrer versteiften Zerbrechlichkeit fasziniert ist. Wenig später tippt er in den Fernschreiber: »Sie vermittelt, obwohl keine Regung, kein Gedanke von ihrem Gesicht abzulesen ist, doch den Eindruck, jeder ihrer Nerven, ihr ganzes Inneres, läge offen vor aller Augen.« Auch hier bleibt nur die Hoffnung: verstellen können Schauspielerinnen sich besser, also muß es echt sein. Schwerer haben es da schon die Kunstexperten des Museums Livorno, die alle drei im Juli aus dem Kanal der Stadt geborgenen Modigliani-Skulpturen für echt erklärten. Einer der drei Steinköpfe, die der Künstler 1909, verärgert über das Unverständnis seiner Landsleute, versenkt haben soll, wurde erst wenige Stunden vor der Bergung in den Kanal geworfen. Dies jedenfalls behauptet der 20-jährige Medizinstudent Francesco Ferruci, der das »Meisterwerk« zusammen mit drei Kommilitonen an zwei Nachmittagen gemeißelt haben will. Die italienische Presse präsentierte ein Foto, auf dem die vier Studenten mit ihrem Werk zu sehen sind. Die Leiterin des Museums Livorno hält diese Geschichte für erfunden: nach der chemischen Analyse des Schlammes auf den Köpfen sei es unmöglich, daß sie erst kurz vor der Bergung versenkt worden seien. Die Studenten halten entgegen, daß ein Defekt unter einem Auge ihrer Figur, von den »Experten« als Erosion ausgegeben, in Wirklichkeit bei den letzten Retuschen entstanden sei: ein Splitter war abgesprungen.

Der »Corriere« meldet übrigens, der Hitler-Imitator K. Kujau wolle die Kosten des Tagebuch-Prozesses durch den Verkauf seiner Sammlung finanzieren. Der Eindeutigkeit halber sollen die zur Versteigerung gelangenden Dokumente auf der Rückseite mit einem Stempel versehen werden: »Fälschung Konrad Kujau.«

Wenn einst irgendetwas für den Tod von Venedig verantwortlich gemacht werden kann, dann der Auswurf der chemischen Industrie von Mestre, der am Festland liegenden Vorhölle der Inselstadt. Ein Satz aus Goethes Venedig-Tagebuch

beschreibt die kurze Reise vom Lido mit seinem Palazzo Cinema nach Porto Maghere mit seinen stinkenden Rauchschwaden (107 Filme in zwölf Tagen hier, 2.000 Fälle von Gasvergiftung pro Jahr dort). »Die Zeit des Schönen ist vorüber, nur die Not und das strenge Bedürfnis erfordern unsere Tage.« Doch auch in Mestre, in einer umgebauten Fabrikhalle, ging es um Kino. »Film ist die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln« lautete der Titel einer Veranstaltung, die die Gruppe »Film & Krieg« organisiert hatte, fünf ehemalige Autonome, die die Selbstauflösung der Avantgarde propagieren und von der revolutionären Bühne abgetreten sind.

Seit die fünf die Knarre mit der Kamera vertauscht haben, arbeiteten sie an einer »Ästhetik des Verschwindens«. Daß darunter und unter dem Projekt »Film und Krieg« kein Kursus für »militantes Kino« zu verstehen ist, verdeutlichte eine Performance mit Texten, Dias und Filmen. Darin wurden, soweit ich verstanden habe, Krieg und Film nicht als Phänomene des Raums, sondern als solche der Zeit, der Geschwindigkeit betrachtet. Im Zeitalter des Nuklearen zählt nicht mehr das Anhäufen von Waffen, sondern ihre Geschwindigkeit. Der Krieg wird in der Zeit geführt, und je höher die Beschleunigung der Waffen, je kürzer die Vorwarnzeit, desto größer die allgemeine Erstarrung. Diese Erstarrung durch Bewegung macht sich auch der Film zunutze. Seine Bilder sind präsent, weil sie verschwinden...

So banal dies auf den zweiten Blick klingen mag, es bescherte mir eine profane Erleuchtung über das Wesen des Kriegs und des Films und ihre Ähnlichkeit. Die eigentliche Apokalypse wäre demnach nicht die Explosion, sondern die Erstarrung. Ganz ähnlich der, die auch das »globale Dorf« des Fernsehzeitalters befällt: Die Beschleunigung des Mediums Film durch die Euro- und Mondovision des Fernsehens bannt Milliarden vor die Fernsehschirme. Zeitgleich erstarrt der halbe Erdball während der Übertragung des olympischen »Schneller/Höher/Weiter« - ein Bild der absoluten Trägheit. Eine Diashow demonstrierte die Vorwegnahme des Gewehrs durch das chronophotographische Gewehr Mareys und das Maschinen-Gewehr Gatlings, das wiederum auf den Trommelrevolver, die Erfindung Samuel Colts, zurückgeht - das waren noch (Vorwarn-)Zeiten, damals gehörte dem die Welt, der ein schnelles Pferd besaß und eine Stunde Vorsprung. Dann, zum Abschluß dieses Abends, ein alter amerikanischer Film über das Leben von Menschen, die am Nordpol in der Station »Zebra« eingeschlossen sind. Howard Hughes hat sich während der letzten fünfzehn Jahre seines Lebens, eingeschlossen in einem Hotelturm, diesen Film 164mal angesehen.

Wer glaubt, daß ein Spielfilm mit, sagen wir, Marilyn Monroe und Nastassja Kinski in den Hauptrollen ein Unding ist, hat nicht mehr lange recht. Am zweiten Abend wurde in Mestre ein Cinema-Computer vorgestellt, der, wenn seine Entwicklung abgeschlossen ist, solche Wunder möglich macht. Gibt man beispielsweise die gesamten Bogart-Filme in das Gerät ein, so kann aus den registrierten Informationen am Bildmischpult ein neuer Bogie animiert werden - eine Trickfigur, die aussieht und sich bewegt wie der echte Bogart. Nur daß - auch das wird möglich sein,- Kleidung und Accessoires der Figur aktualisiert und dem Genre des neuen Films angepaßt werden können: Hollywood ist überall und jeder sein eigener Hitchcock.

Schon zum vierten oder fünften Mal in zwei Stunden wird ein »Signore Kenneth Cook« über die Rufanlage des »Excelsior« zur Zentrale gebeten. Oberhaupt scheinen, nach der Anzahl der ausgerufenen und am Brett des Pressezentrums angehefteten Namen, in Venedig hauptsächlich Amerikaner verlorenzugehen. Zumindest werden sie dauernd gesucht. Als nach der Pressekonferenz von Jean Rouch (dessen »Dionysos« zu den wenigen wirklich witzigen Filmen des Festivals gehört) eine Hostess wieder einen Amerikaner ausrief und mir ein »Blöde Amis« entfuhr, wurde ich von meinem Tischnachbarn freundlich, aber bestimmt (er war ebenfalls Amerikaner) aufgeklärt: Die Amerikaner seien keineswegs die einzigen, die diese Methode praktizierten. Zwei Hamburger Maler, erzählte er mir, hätten zur Eröffnung der Kunstbiennale im Frühjahr eine ganze Liste mit Namen befreundeter Kollegen dabeigehabt, die sie täglich über die Zentrale des Messegeländes ausrufen ließen und so in die Hirne der anwesenden Käufer, Kritiker und Besucher hinein. Auf meinen ungläubigen Blick sagt er: »That's Business!«

»Liebe bis zum Tod«, »Maria□s Lover«, »Die Günstlinge des Mondes«, »Liebe auf Erden«, »Vollmondnächte« - die Titel aus dem Hauptwettbewerb klingen wie die Top Five der Deutschen Schlagerparade. »Das Jahr der ruhigen Sonne«, für das Krysztof Zanussi den Löwen in Gold erhielt, stünde auch Peter Maffays nächster Goldener gut an. Und während am Lido die Love-Stories folgenlos vor sich hinplätschern, macht in Rom ein wahnsinnig gewordener Pole ernst in Sachen Liebe. Kaum bemerkt von der Öffentlichkeit, aber immerhin vor ein paar tausend Zuhörern, hat Papst Woityla seinen Gläubigen außer der Pille nun auch das Temperaturmessen verboten: Kinder statt Knaus-Ogino.

Zwar auch um den Nachwuchs der sich entvölkernden Stadt Venedig, aber vor allem um Erotik, ging es bei dem Sex-Festival, das die Chefin der venezianischen Modeinnung, Fiorella Mancini, auf dem Inselchen Sacca Sessola organisierte. Das nach Angaben der Veranstalterin »erotischste Fest des Jahrhunderts« wurde im letzten Moment von der Stadtverwaltung verboten. Als Alternative gab Fiorella Mancini die Parole: »Macht's allein« aus und veröffentlichte in »Repubblica« eine detaillierte Anleitung zur Gestaltung erotischer Feste. Neuester Spezialeffekt: eine Maschine des Konzerns Zanussi, die Eis in erotischen Farben und Formen liefert.

Konkret 10/84, S. 76

Martin Kilian

Backseat Pleasures

Eine Erfindung, die Geschwindigkeit und Bilderträume, zwei amerikanische Herzensmythen, kurzschloß: das Auto-Kino. Von seinem Aufstieg und Fall erzählt Martin Kilian

»Double Features up on the screen/me an ma baby making love in my big machine«

Ken Waxman, I like drive-in movies

Eine Stunde vor Sonnenuntergang, und weiter geht die Fahrt durch das Herzland Virginias, vorbei an Mais und Sojabohnen, dazwischen weißgestrichene Kirchen und die Nachschubzentren des Hinterlandes - Tankstelle, Gemischtwarenladen und Werkstätten für Fernseher und Traktoren. »Hinter der Amoco-Tankstelle am Ortsausgang fahren Sie bitte rechts ab, und gleich werden Sie das Schild sehen«, hatte die Frau am Telefon gesagt. Förk Union im Bundesstaat Virginia: Ein kleines Nest in der amerikanischen Provinz, weniger als 100 Häuser, Baptisten, Methodisten, Nazarener und andere protestantische Freaks, eine Kneipe - und ein Autokino, unweit der Amoco-Tankstelle.

Ein »Country-Drive-In«, umgeben von Feldern an einer schmalen Straße, über der sich hoch die weiße Leinwand erhebt. Und erstaunlich gut beisammen ist das Kino, eine Augenweide mit sorgfältig geschnittenen Hecken, ganzer Stolz des Besitzers, der sich abfällig über die vergammelten Drive-Ins ausläßt. Ruinen, die quer durch Amerika vom Niedergang der Autokinos künden. Hier in Fork Union hat er mit seinem kleinen Drive-In überleben können, denn »für Leute hier ist das die einzige Gelegenheit, sich mal einen Film anzuschauen«, sagt der Besitzer mit stolzem Blick auf seine 180 Lautsprecher, das Ticket-Häuschen und den Kiosk voller Popcorn und Hot Dogs. Weil die Zeiten für Autokinos schlecht sind, können sich die Ländler nur an Wochenenden an ihrem Drive-In ergötzen. Während der Woche macht der Betrieb Ferien, um am Freitag und Samstag den Besuchern Kung Fu und Dr. Totschlag, in wenig Porno - »nicht die ganz harten Sachen« - und den Duft großer Abenteuer in der weiten Welt zu präsentieren. Orson Welles, Faßbinder und Robert Altman gibt es nicht in Fork Union, weil niemand mit dem Pickup-Truck zwanzig Meilen fahren und sich mit ein paar Sixpacks in die Felder zum Nachdenken begeben will. Supermann, Indiana Jones und blutjunge Mädchen im Dschungel der Großstadt sind Knüller im Drive-In hinter der Amoco-Tankstelle.

Als die Dunkelheit hereinbricht, ist das Kino halbvoll, stehen die Pickups mit der Ladefläche zur Leinwand, darauf die Zuschauer in Campingstühlen und umgeben von Kühltaschen. Großfamilien breiten Decken vor verbeulten Buicks aus und machen sich ans Picknick im Dunkeln, derweil auf den Stellplätzen am Rande, wo es ungestörter zugeht, die Jüngeren noch hastig einen Joint drehen, bevor Supermann durch Fork Union fliegt. Nein, Randale habe er selten, sagt der Wochenend-Kinobesitzer, und wenn, dann sind es stets Weiße, »die Schwarzen machen nie Schwierigkeiten«. Außer Rand und Band gerät die Kundschaft wohl nie: »Einige gestohlene Lautsprecher«, und ansonsten wird wie in allen anständigen Drive-Ins, die das große amerikanische Autokino-Sterben überlebt haben, irgendwo unter dem Kartenschalter eine Luger 38 oder die Smith and Wesson versteckt sein.

Was in den Feldern um Fork Union nach zaghaft blüht und anderswo schon längst von Unkraut überwuchert ist, begann vor 50 Jahren in New Jersey, als der Chemiefabrikant Richard Hollingshead eine Leinwand vor seiner Garage aufhängte, einen Projektor darauf richtete und Amerikas Lieblingsspielzeuge, das Auto und den Film, erstmals zusammenbrachte. Mr. Hollingshead erkannte schnell, daß er ein dollarträchtiges Vergnügen erbastelt hatte, und wenig später stand das erste Drive-In für 400 Automobile auf der grünen Wiese. Die Geschäftsaussichten schienen glänzend, weshalb der Erfinder sich die Idee patentieren ließ; doch mit Patenten läßt sich nicht blockieren, was im Superland der freien Unternehmer ganz ungeheuer stark nach Geld stinkt. Die Gerichte warfen den guten Hollingshead mitsamt seinen Patenten zur Türe hinaus, und ungestört konnte sich des Unternehmers Lust fortan dem Bau von Drive-Ins zuwenden.

So etwa lautet die offizielle Version über die Geburt des Autokinos, doch unbestritten ist sie nicht: Einmal soll es ein Bauer in den Carolines gewesen sein, der als erster Lautsprecher und Leinwand zwischen seine Kühe stellte, ein andermal behaupten Reisende, sie hätten bereits vor der Wahl Franklin Roosevelts ein selbstgebasteltes Drive-In im südlichen Kalifornien ausgemacht. Wie es auch immer gewesen sein mag: Ende der vierziger Jahre trat das Autokino einen Siegeszug durch Amerika an, der so gewaltig anmutete, daß Kinobesitzer mit vier Wänden und einem Dach drüber in Furcht und Schrecken verfielen. Gab es 1946 nur 100 Drive-Ins unter den 20.000 Kinos der Nation, so waren es 1953 schon über 3.000 - erfindungsreicher Tribut der jungen Kino-Klientel an straffe sexuelle Moral, die das Eisenhower-Jahrzehnt nebst Antikommunismus und CIA der Nation bescherte. Derweil strenge Kirchenmänner mitsamt den Fernseh-Images der Zeit das Hohelied der Abstinenz und der Jungfräulichkeit anstimmten, verlotterten die Sitten auf den breiten Sitzbänken bulliger Achtzylinder, mit denen sich der unwissende Paps am Montag dann für Geld und Karriere ins Büro begab, nachdem sich

Sohn und Tochter ganz ungestört von Strumpfhosen und plötzlichen Wetterstürzen mit den Händen der Freundin und des Freundes Erleichterung verschafft hatten.

Und je heftiger die Nation sich auf Karriere und Küche besann, desto besser lief das Geschäft auf den Wiesen. Bald folgte schierer Luxus: Im Cinema Park Drive-In in Phoenix im heißen Bundesstaat Arizona installierten die Besitzer große Propeller auf Masten, leiteten Wassertropfen zu und erzeugten einen feinen Dunst, der die Temperaturen zwar nicht auf den Rücksitzen, doch ums Auto herum um einige Grade abkühlte. So vielversprechend schien die Zukunft des Autokinos, daß ein Ausschuß des Senats in Washington düster das Ende herkömmlicher Kinos an die Wand malte. Kein Wunder, daß die »Vereinigung amerikanischer Autokino-Besitzer« auf ihrer Jahrestagung in Dallas im Mai 1953 einen beträchtlichen Goldsegen und irres Wachstum erwartete. Vor den glänzenden Augen des Drive-In-Kongresses entfaltete sich mittels Diavortrag das Autokino der Zukunft, 15 Hektar für 1.000 Autos plus Auditorium, Schwimmbädern, Tennisplätzen, Golf, Kindergarten und Waschsalon. Um nicht der Verderbung junger Herzen geziehen zu werden, beschloß die Versammlung, die ganz langen, über eine Nacht laufenden Programme mit mehreren Filmen aufzugeben. Mit Petting ließen sich zwar viele Dollars verdienen, allein, es wuchs der Chor der Klagen. Man wollte »familienbezogen« sein in Zukunft und sich das Image nicht noch mehr versauen lassen.

Als nächstes folgten Beschwerden der Autoindustrie. Immerhin, so brüsteten sich die Drive-in-Unternehmer, legten Amerikas Automobilisten jeden Tag 16 Millionen Meilen zurück, um zu ihren Autokinos zu gelangen. Deshalb forderten sie ein Ende der getönten Scheiben, mit deren Hilfe Detroit die Nation seit kurzem und zunehmend verdunkelte. Für Besucher von Autokinos seien die Scheiben eine »Katastrophe«, denn Schwarz-weiß-Filme erschienen »verwischt« und »verzerrt«, und Farbfilme empfinde die Kundschaft gar als »unnatürlich« und »merkwürdig«. Des weiteren verlangten die Herren zu Dallas Autohupen, die sich nach dem Ziehen des Zündschlüssels nicht mehr betätigen ließen, denn es gehe nicht an, daß just zu den dramatischen Momenten die Autohupen laut ertönten, weil da ein Körperteil »zufällig« übers Lenkrad geraten war. Daß die schnellen Bewegungen zur falschen Zeit etwas mit den Präferenzen der Kundschaft zu tun haben könnten, verschwiegen die Entrepreneurs wohlweislich.

Mit Hupen und Scheiben aber war es noch lange nicht getan. Das Autokino, so wurde gefordert, sei gefälligst mit Scheibenwischern zu versehen, die nicht vom laufenden Motor, sondern rein von der Batterie abhängig seien. 1.000 grummelnde Achtzylinder im Regen waren nicht der Stoff, aus dem sich Dollars machen ließ. Auch an den vielfach noch starren Sonnenblenden hatte man etwas auszusetzen, da sie der Kundschaft auf den hinteren Sitzen den Blick versperrten.

Einige der Klagen fanden das Ohr der Autoindustrie, die getönten Scheiben jedoch blieben, sehr zum Unmut der Drive-In-Besitzer, deren Bäume und Bankkonten ansonsten jedoch in den Himmel wuchsen. Als das überaus verkrampfte Eisenhower-Jahrzehnt sich seinem Ende zuneigte, begann das Zeitalter der »New Frontier« nicht nur in John Kennedys Washington, sondern auch auf Weiden und in schnellwachsenden Vorstädten, wo mehr als 5.000 Drive-Ins sich immer raffiniertere Verpackungen ausdachten, um im Geschäft zu bleiben. Im Oasis Drive-In in Dentsonville im Staate Illinois begrüßte ein turbantragender Platzanweiser die einfahrende Kundschaft unter einem neonleuchtenden Taj-Mahal-Bogen und wies ihr den Weg vorbei an Palmen und Wasserfällen. Andernorts hatte man begonnen, die große Leinwand durch kleine Schirme direkt am Auto zu ersetzen, und in New Jersey gab es gar zwei Fly-Ins, mit Start- und Landebahn für Privatpiloten und -flugzeuge.

Was Ende der sechziger Jahre noch immer aussah, als ob es ewig wäre, das änderte sich schnell dank Jugendrebellion und steigender Grundstückpreise. Ein Stück Land am Rande der Stadt mußte zunehmend teurer bezahlt werden, denn Drive-Ins konkurrierten plötzlich mit dem uferlosen Landhunger Suburbias. Und schlimmer noch kam die Open-Air-Kinos an, daß sich Studenten-Liebe nun auch in Wohnheimen machen ließ, und die Beatles schließlich anfragten, wie es denn mit der Liebe auf der Straße sei.

Polit-Aktivisten hatten wenig am Hut mit Doris Day und Rock Hudson, verachteten die Autokinos als Teil des repressiven Mittelklassen-Schwachsinns, den Paul Goodsen so überzeugend in seinem Bestseller über die absurde Art des Erwachsenwerdens in Amerika gegeißelt hatte, und ersetzten Petting durch den revolutionären Akt. Derlei Traditionsverachtung ging den Autokinos an die Substanz: Wie die Fliegen verabschiedeten sich die Drive-Ins von der amerikanischen Cineasten-Kultur, und 1983 nahm die Branche nicht einmal halb so viel ein wie 1958. Wer im Geschäft bleiben wollte, mußte sich Tolles einfallen lassen. Zehnstündige Horrorfeatures mitsamt der Verlosung toter Truthähne, ans Auto anschließbare Klimaanlagen und Stereoklang.

Und mit den Zeiten änderten sich auch die Freuden der Klientel: Statt Abenteuer auf dem Rücksitz wurde gesoffen, was die Kehle hielt, findige Junghändler begannen das Klauen von Lautsprechern, die sie mit sattem Gewinn an andere Autokinos verhökerten; und wem der Lärm im Nachbarauto zu weit ging, dem knallte nach entsprechender Beschwerde des Nachbarn Faust ganz feste ins Gesicht, derweil E.T. nach Hause telefonierte. Nein, so sagt der Mann in Fork Union, nein, in oder nahe einer Großstadt wolle er kein Autokino führen. Zu aufregend, der Job.

So stehen sie denn also in der amerikanischen Landschaft, die großen Leinwände, von Unkraut überwuchert, die Lautsprecher sind abmontiert, und oft ist auf dem Schild am Eingang der letzte Streifen noch verzeichnet, den man hier spielte. Und andernorts verrät nichts mehr die Existenz des Drive-Ins, das dem neuen Supermarkt am Ortsrand weichen mußte. Im amerikanischen Sonnengürtel, dort, wo es immer warm ist, hält sich das Autokino recht passabel.

Die Sitten sind hier strenger, weshalb die Rücksitze willkommenes Refugium bieten. Vielleicht hat sich der Drive-In-Unternehmer auch mit den wildesten Pastoren vor Ort arrangiert und spielt als »Triple Feature« in der Osternacht »Jesus Superstar«, »Im Zeichen des Kreuzes« und »Die Zehn Gebote«; vielleicht ist es auch wie in Fork Union, wo sich das nächste Kino nur mit einer Stunde Fahrt erreichen läßt.

Es ist jetzt weit nach Mitternacht, das Drive-In leert sich, der Boden ist von Kippen übersät, dazwischen leere Bierdosen und zerkrümeltes Popcorn. »Bis zum nächsten Samstag«, sagt der Mann an der Kasse. Jawohl, aber klar doch - bis zum nächsten Samstag.

Konkret 10/84, S. 80

Bruno Bruni: Per la pace for peace

Bruno Bruni, in Hamburg lebender italienischer Maler, hat einen Kunstdruck-Kalender 1985 mit Portraits von Opfern des Faschismus dem Kampf um den Frieden gewidmet - ganz konkret: »Den Reinerlös aus dem Verkauf dieses Kalenders stelle ich der sandinistischen Regierung von Nicaragua zur Verfügung.« Das Geld geht auf das Sonderkonto des ehemaligen Bundestagsabgeordneten Karl-Heinz Hansen (1.), der bereits den Kaufpreis für zwei Sanitätsflugzeuge für Nicaragua gesammelt hat. Sie werden dringend gebraucht, um den bei Überfällen der Contras verwundeten Frauen und Kindern Hilfe zu bringen. Der Kalender kann bei KONKRET bestellt werden (s. Karte).

Konkret 10/84, S. 84

Harry Mathews

Notizen »Bratislavisches Spiccato«

Im August 1877 verließ der berühmte Dirigent Jenö Szenkar Graz. Er fuhr nach Budapest, um auf dem Sommerfestival zwei Opern zu dirigieren. Es handelte sich um jenen Jenö Szenkar, dessen Schwager der Großvater von Geza Anda war. Der Winter in Wien war anstrengend gewesen. Szenkar war nicht nur Chefdirigent an der Staatsoper, sondern hatte auch noch mehrere Konzerte mit den Philharmonikern vorzubereiten. Im Zusammenhang mit dieser Verpflichtung geriet er in eine bittere öffentliche Kontroverse mit Ludwig Krumpholz (der viel später dann Hermann Scherchens Pate wurde), und zwar über die Ausführung der Kadenz in Joseph Leopold Pitschs postumem Klavierkonzert. Pitschs Witwe sollte im folgenden Jahr Karl Knappertsbusch heiraten und durch ihn den Vater von Hans Knappertsbusch zur Welt bringen.

Das unerwartete Gefecht mit Krumpholz hatte die Verdienste gemindert, die Szenkar durch die Hilfe des jungen Hans Mittag zugekommen waren. (Als Kind hatte Hans Mittag gemeinsam eine Amme mit Irmgard Dehn gehabt, nach welcher ihre Enkelin Irmgard Seefried getauft wurde.) Das war kein Fehler von Mittag: er hatte großartige Arbeit geleistet, und es war dem Eindruck zuzuschreiben, den er damals hinterlassen hatte, daß er schon zwei Jahre später das Direktorenamt erhielt, nach einer einjährigen Interimszeit unter dem alternden Julius Meyer-Remy, dem gemeinsamen Urgroßvater von Hugo Meyer-Welfing und Frau Rudolf Bing. Szenkar hatte die Saison in einem Zustand der Erschöpfung beendet, und sein Aufenthalt in Graz war ihm sehr wichtig, da er sich erholen wollte. Seine Hoffnungen wurden jedoch enttäuscht, denn er starb nach kaum einer Woche in Budapest, während einer Probe zu *Childe Harold.* Diese heute vergessene Oper stammte von Bela Hubay, dessen Urenkel die Schwester von George Szell heiratete.

Szenkar wurde in Budapest sehr verehrt, und die Stadt veranstaltete eine große Gedenkfeier. Unter den Trauergästen befand sich der tschechische Geiger Vaclav Czegka. Selbstverständlich hatten die Czegkas schon immer eine entscheidende Rolle im Musikleben ihres Landes gespielt - Rafael Kubelik ist der Urgroßneffe von Vaclav Czegka. Zeitlebens ein Freund von Szenkar und etwas älter als dieser, unternahm Czegka die Reise nach Budapest ohne Zögern, aber nicht ohne böse Ahnungen, denn auch er war von schwacher Gesundheit.

Während der Bahnfahrt kamen Gedanken, die Czegka schon seit mehreren Monaten verfolgt hatte, endlich zu ihrem Abschluß. Angefangen hatten sie bei eben der Aufführung des Pitsch-Konzerts durch Krumpholz, die Szenkar solche Mühen bereitet hatte. Durch eine geschickte Kombination von Pedal und Anschlag hatte Krumpholz einen neuartigen Effekt erreicht, nämlich den, die Hämmer auf den Saiten »trocken aufschlagen« zu lassen. Darauf hatte Czegka zu überlegen begonnen, ob der Geigenbogen nicht einen ähnlichen Effekt erzeugen könne. Er grübelte darüber, experimentierte, vor allem aber diskutierte er die Sache täglich mit seinem Schwiegersohn, dem Cellisten Jan Seveik. (Durch ihre Wiederverheiratung mit Laszlo Thoman sollte Seveiks Mutter einen Enkel haben, welcher zweiter Cousin ersten Griades von Ferenc Fricsay und erster Cousin zweiten Grades von Sandor Vegh wurde.)

Bevor ihre Diskussionen Früchte tragen konnten, war Seveik nach Ljubljana gefahren, wo er engagiert worden war, um mit Gustav Henschkel (dem Großvater mütterlicherseits von Clemens Krauss) und Friedrich Rheinberger zu spielen. Bei dieser Gelegenheit war es, als Rheinberger Olga Czerny (nicht verwandt) kennenlernte. Er heiratete sie später und hatte mit ihr mehrere Kinder, von denen keines musikalisch war. Die Schwester Rheinbergers hingegen war Wolfgang Windgassens Großmutter, und einer seiner Brüder war der beste Freund von Wolfgang Schneiderhahns Vater gewesen.

Als der Zug in den Bahnhof von Bratislava einfuhr, fiel es Vaclav Czegka ein, wie das ersehnte »trockene Aufschlagen« verwirklicht werden konnte. So groß war sein Erstaunen, daß er laut aufschrie, und unter der Anstrengung dieses Aufschreis spurte er, wie sein Herz anfing zu stolpern. Er schaute sich nach einer Vertrauensperson um, der er im schlimmsten Fall sein Geheimnis überlassen konnte. Unklugerweise sprang er vom Zug auf den Bahnsteig und fühlte dabei eine Dunkelheit in sich aufsteigen. Der Bahnsteig war leer bis auf einen Rabbi mittleren Alters. Czegka stolperte auf ihn zu, fiel auf seine Knie und brachte es gerade noch zustande, sein Geheimnis hervorzukeuchen, bevor sein Herz endgültig versagte.

Der Rabbi, der die deutsche Sprache recht gut beherrschte, obwohl er Russe war, war der Vater von Nathan Milstein. Nach St. Petersburg zurückgekehrt, wiederholte er vor einem Professor des Konservatoriums, Boris Zaremba, was er erfahren hatte. (Dieser war der Großonkel sowohl von Boris Khaikan als auch - durch die bulgarische Heirat einer Nichte - von Boris Christoff.)

Diese Fakten sind ein Beitrag zu einer unvollständigen Erklärung der Überlegenheit der russischen Geiger im 20. Jahrhundert, und sie klären die Herkunft der strittigen Bezeichnung »Bratislavisches Spiccato«.

Leicht gekürzt aus: Mammut. Märztexte 1 u. 2., Hrsg. von Jörg Schröder, März-Verlag 1984, 1.284 Seiten, 35 DM

Konkret 10/84, S. 85

Laufis Disco-Service

Notizen
Bewege deinen Hintern, und dein Kopf wird folgen!!!

Hier und demnächst gerne wieder Empfehlungen und Tips von einem herrschenden musikalischen Geschmack unseres Landes

Als mobiler Partyservice ziehen wir seit fünf Jahren mit Trecker und Wagen durch die Lande und Städte, um das Volk mit Sekt, Salzstangen und TANZ!musik zu versorgen. Und die hat nichts zu tun mit Mode, neuesten Wellen und all den schrägen, anstrengenden Klängen, die was mit Kunst, Performance und Neonbewußtsein im Sinn haben.

Mittlerweile ist ja dem letzten Jungbauern, Großstadtschicki und Teenibopper klar, daß Rockjazz, Hardrock und der intellektuelle Kram von Chick Corea, Stanley Clarke & Konsorten eh nicht zum Tanzen taugt. Na schön, Kiss und AC/DC sind laut genug, um sich zu deren Musik den eingefangenen Frust abzureagieren, und Rockjazz ist was Feines als Hintergrundmusik bei netten Pizzarunden, aber genau wie die Langeweiler á la Chris de Burgh, Spandau Ballet, Kajagoogoo usw. fordern sie nicht gerade zum Tanzen auf. One for the money, es gibt keine Show. Alles schön geordnet, kein Platz mehr für *Tuttifrutti* zwischendrin.

Was zählt, ist das Vergnügen! Dabei lande ich immer mal wieder bei Tamla Motown, bei Soulmusik, den Beatles und Chuck Berry. Das hat nichts mit Oldi-Nostalgie zu tun, sondern damit, daß die Sänger von Erlebnissen und Gefühlen singen, die auch heutzutage noch jeder verstehen kann; und dazu spielen sie Musik, daß deine Beine anfangen zu zucken, und du findest dich, ohne nachzudenken, schweißgebadet auf der Tanzfläche wieder. Ihnen geht es nicht darum, zu schocken - so wie meinetwegen die »Einstürzenden Neubauten«: Jeder hängt verzweifelt in der Disko-Ecke und zieht sich diesen Lärm aus »Man- muß- sich- dem- Stil - der-Zeit-anpassen-und-mitreden-können«-Gründen rein.

Guten Party-Punk gibt es hauptsächlich aus England, und auch da vor allem die alten Bands wie *Ruts, Gang of Four, Buzzcocks* und *Sex Pistols.* »Don't know what I want but I know how to get it«. Auf alle Fälle gut für eine Runde Pogo sind die amerikanischen *Champs, Fleshtones* und good old *Ramones.* Die beste deutsche Punkband ist das ZK aus Düsseldorf, die einfach nur lustig sind und nicht so bierernst wie z.B. *Slime* mit ihren pseudorevolutionären Parolen.

Der geneigte »linke« Hörer achtet selbstverständlich immer darauf, daß er nur Musik von unabhängigen Plattenfirmen toll findet, und übersieht dabei, daß in den meisten Fällen Antikommerzialität auf Kosten von guter Musik geht. Die *Residents* oder *Throbbing Gristle* mögen zwar interessante Töne spucken, aber mit Spaß und Tanzen hat das nichts zu tun. Bei *Diana Ross* und *Michael Jackson* ist Stimmung in der Bude, doch trauen sich viele wegen deren Millionenumsätze nicht, sich einzugestehen, wie toll diese Musik ist. Schade.

Jeder echte Alternative findet ja auch Reggae ganz nett und übersieht dabei völlig die gut versteckte Kommerzialität, die gerade bei den neuen Reggaebands wie *Black Uhuru* oder *Chalice* zu spüren ist. Na klar ist Reggae »Die tolle Tanzmusik«, aber auch hier bitte nicht, weil die 3. Welt gerade »in« ist oder weil der fette saubere schwarze Sänger die Legalisierung von Marihuana propagiert. Natürlich ist es toll, wenn jemand von der Befreiung aus der Sklaverei singt, aber nur das zu kapieren und nicht den Rhythmus zu spüren, ist genau so wenig unser europäisches Ding, wie sich für die Befreiung Nicaraguas einzusetzen und von deren Tuten und Blasen keine Ahnung zu haben. Meine Reggae-Favoriten sind immer wieder *Burning Spear, Lee Perry, Prince Fari,* Dubmusik von *Studio One* und die D.J.-Poeten *Yellow man* und *Linton Kwesi Johnson,* die zwar nichts mit Rasta-Religion am Hut haben, aber ganz gute Sprüche über den nicht so erfreulichen Alltag loslassen.

Never mind the bollocks - Hör zu: Marvin Gaye und Elvis Presley; Tote Hosen und James Brown; Fela Kuti und Neill Young; Peter & the Test Tubes Babies und Violent Femmes; Samba, Soca und Tango; alte Schlager und alle Wellen; Beat Rodeo und Youssou N'Dour. High energy und Just be good to me.

Konkret 10/84, S. 86

Birger Ollrogge

John Cage - gegen die Macht der Erinnerung

Die Musik des amerikanischen Komponisten John Cage hat ein halbes Jahrhundert neuer Musik geprägt. Jüngst nahm der inzwischen 72jährige auf den Berliner Festwochen an der Aufführung eines eigenen Werkes teil, zusammen mit dem Choreographen Merce Cunningham, seinem fast lebenslangen Freund. Birger Ollrogge untersucht das Werk von Cage auf seine theoretischen Grundlagen

In seinem Aufsatz »Was ist ein Autor« bezieht sich Foucault auf eine Formulierung Becketts: »Wen kümmert's, wer spricht, hat jemand gesagt, wen kümmert's, wer spricht.« Er meint damit, daß das Schreiben heute an das freiwillige Verschwinden des Autors gebunden ist.

»Das Kennzeichen des Schriftstellers ist nur noch die Einmaligkeit seiner Abwesenheit; er muß die Rolle des Toten im Schreibspiel übernehmen.« Konsequenterweise haben sich seit geraumer Zeit Kritik und Textanalyse dem Werk, der Struktur des Werkes zugewandt, wobei dem Wechselspiel des Bedeutenden als Zeichen gegenüber dem Bedeuteten der Vorrang eingeräumt wurde.

Was ist jedoch ein Werk? Ist es nicht zutiefst mit der Individualität des Autors verwoben? Foucault fährt fort, es sei nicht genug zu sagen: » ... verzichten wir auf den Autor, untersuchen wir nur das Werk in sich selbst«, denn eine Werktheorie fehlt. Ob »Werk« oder »Verschwinden des Autors«, diese Begriffe sind mit derart vielen Fragen belastet, daß es nicht lohnt, ihnen nachzugehen. Stattdessen schlägt er vor, den durch » ... das Verschwinden des Autors freigewordenen Raum ausfindig zu machen ... « und die damit verbundene Problematik des Begriffs »Werk« nachzuzeichnen.

In der neuen Literatur gab es bisher die verschiedensten Methoden und Kompositionstechniken, sich der mit dem Autoren-Subjekt verbundenen Schwierigkeit zu entziehen. So zum Beispiel, wenn Robbe-Grillet den Stuhl des Erzählers am Tisch einer plaudernden Gruppe leer läßt. Eine Leerstelle, um die herum sich das Raunen und Konversieren der im Roman anwesenden Figuren gruppieren und von der aus die Wahrnehmung und Erzählung erfolgen. Interessanterweise erwächst jedoch an diesem leeren Ort, dem Schnittpunkt sich überkreuzender Aussagen und Reden, von neuem ein literarisches Erzähler-Subjekt: ein durch die Syntax, durch die Kommunikation konstruiertes Neutrum.

John Cage begann schon sehr früh, sich dieser Zusammenhänge bewußt zu werden. Deshalb sei hier kurz sein Werdegang skizziert, der einige Streiflichter auf die Radikalität dieses Komponisten - oder vielmehr Nicht-Komponisten - werfen soll.

Schon sein Lehrer Schönberg erkannte in Cage nicht den Komponisten, sondern einen genialen Erfinder, der aber, wie er befürchtete, immer vor einer unüberwindbaren Mauer stehen werde: der Harmonie!

Im Gegensatz jedoch zu Schönberg, der Tonalität als Strukturmittel seiner Musik verwandte, komponierte Cage seine Musik auf der Grundlage von Dauer: » ... mir scheint, daß die Zeit die radikale Dimension aller Musik ist.« Die Ablehnung der Tonalität bedeutete die Befreiung einer grundlegenden Dimension: der Zeit. Die Strukturierung der Musik nach der Zeit - und nicht nach der Tonalität - gab ihm die Möglichkeit, die Welt der Geräusche in ein Musikwerk miteinzubeziehen.

Nach dem Vorbild von Webern und Satie versuchte er, Struktur mit Tönen oder Stille zu verdeutlichen. Er lehnte es ab, den Tönen den Vorzug zu geben, und integrierte zum Beispiel das Husten des Publikums, das die Pausen einer musikalischen Aufführung ausfüllte, in sein Werk und musikalisierte auf diese Weise, was im herkömmlichen Sinne nicht als Musik gilt. Damit schuf er das, was man allgemein als *seine* Musik bezeichnen kann.

Ausgehend von einer radikalen Kritik der Sprache, die Ton und Stille als unvereinbares Oppositionspaar begreift, mußte Cage den musikalischen Strukturbegriff neu überdenken, da für ihn Stille und Ton (oder Geräusch) zwar einerseits einen Gegensatz bildeten, andererseits jedoch zusammenfallen: Stille existiert nicht, es gibt nur Töne, Klänge oder Geräusche. Oder wie Cage es ausdrückt: » ... der Ton beinhaltet gegenüber der Stille kein Hindernis mehr; im Verhältnis zum Ton ist die Stille nicht mehr eine Projektionsfläche.« Stille und Nichts müssen als ausgestrichen betrachtet werden, kehrt man zu dem zurück, was existiert: die Töne als Töne in Begleitung des Nichts.

Diese Einsicht führte Cage dazu, die musikalische Struktur Schritt für Schritt aufzugeben. »Wenn es keine Stille gibt, haben wir nur noch Töne. « Töne, die sich gegenseitig durchdringen, ohne einander zu behindern. Töne beziehungsweise Geräusche, die nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch ihr eigenes Zentrum besitzen. Eine Pluralität, eine Vielheit von Zentren, zwischen denen *nichts* steht, um sich nicht gegenseitig zu behindern. »Daß sie (die Töne) sich gegenseitig durchdringen, bedeutet, daß nichts zwischen ihnen steht. Folglich werden sie durch nichts getrennt ... «

So geht Cages Musik auch nicht aus der abstrakten Konstruktion einer Beziehung hervor, sondern entfaltet sich aus der permanenten Rückkehr zum Nullpunkt, um anschließend zum nächsten Term überzugehen. Die Töne sind auf keinen gemeinsamen Nenner zu reduzieren. Eine experimentelle Situation, in der es keine Verpflichtungen oder Verbote gibt und in der nichts voraussagbar ist. Eine Beziehung zwischen den Tönen entsteht mehr oder weniger im Nachhinein. Während

andere Komponisten von einer Beziehung der Töne untereinander ausgehen und für sie Klangvielfalt erst mit der Ziffer zwei beginnt, hört Cage nicht nur die Ziffer zwei, sondern die Pluralität der Ziffer eins: »Ich habe immer die Vielfalt der Ziffer eins zu erfassen versucht.«

Cage hält seine Ohren für die Geräusche und Töne offen, die sich um ihn herum ereignen: » ... je mehr wir entdecken, daß die Geräusche unserer Umgebung musikalisch sind, desto mehr Musik wird es geben.« Oder, um es, wieder mit ihm, noch eindeutiger zu sagen: »Happy new ears!«

Cage selber benutzt zur Kommentierung seiner Musik am häufigsten die Begriffe Nicht-Behinderung und gegenseitige Durchdringung. Übernommen hat er sie von seinem Lehrer Daisetz Teitaro Suzuki, dessen Seminare über den Zen-Buddhismus er 1949 an der Columbia Universität besuchte. Obwohl sich Cage schon vor 1949 mit der musikalischen Umsetzung orientalischer Philosophie beschäftigte, scheint seine Begegnung mit Zen einen Wendepunkt zu markieren. Einen Wendepunkt, weil er bis zu dieser Zeit die Auffassung vieler Komponisten teilte, daß Musik etwas auszusagen, zu »kommunizieren« hätte. Entsprechend versuchte er zum Beispiel in *Sonatas and Interludes* einige Gedanken des 'Sri Ramakrishna umzusetzen, - eine eher »literarische« Musik.

Erst später befreite er die Musik aus ihrer Unterordnung unter die Ideologie der Kommunikation, einer Kommunikation, die auf Verstehbarkeit und die Vermittlung von Sinn zielt.

In Frankreich hatte Artaud um 1930 mit seiner Konzeption des »Theaters der Grausamkeit« versucht, sich vom Diktat der Literatur zu lösen, von der Allmacht des Gedächtnisses. Artauds Auflehnung gegen die Macht der sinnspendenden Literatur (»Alles Geschriebene ist Scheiße«) lief allerdings auf ihre Selbstaufhebung hinaus und damit doch auf eine negative Bestätigung: die Anstrengung der »Zensur« macht das Verdrehte und Verkehrte selbst wieder bedeutend. Cage dagegen stellt, in Anlehnung an das japanische Bunraku-Theater, die Literatur beiseite. In jener östlichen Tradition fand er wohl auch Anregungen zu seinem späteren *Musicircus* oder zu dem ersten Happening, das er 1959 in Black Mountain veranstaltete.

Seit 1958 komponierte John Cage »unbestimmte« Stücke, das heißt jedes Stück erfährt notwendigerweise, durch seinen Aufbau, unterschiedliche Interpretationen. Die jeweilige Ausführung eines Stückes wird zu einem Ereignis.

Er entwickelte die verschiedensten Methoden und Kompositionstechniken, um sich dem Diktat der Tonalität, einer musikalischen Syntax zu entziehen. Angefangen von der Erfindung des präparierten Klaviers, das einem Pianisten die Möglichkeit bietet, ganz allein die Klänge eines gesamten Schlagzeugorchesters zu erzeugen, bis zur Verwendung von Zufallsoperationen (durch das *I Ging,* das »Buch der Wandlungen«), Unvollkommenheiten eines Blattes Papier, Übertragungen von Sternkarten *(Atlas Eclipticalis, Borealis, Australis),* Überlagerungen von Pauspapieren usw. Man könnte sagen, daß Cage die Tätigkeit des Komponisten in den Bereich der Kartographie verlegt hat. In diesem Sinne ist er auch nicht mehr als Komponist einzustufen. Seinen »Werken« fehlt jegliche Identität - » - als ob es des Autors größte Sorge gewesen wäre, vergessen zu werden«. (Daniel Charles)

Deshalb ist es kaum möglich**,** angesichts dieser Früchte des Zufalls von einem Werk zu sprechen, einem Werk, das dem Diktat des Gedächtnisses unterworfen wäre. Cage hat wahrhaftig den musikalischen Augenblick wiederentdeckt: Musik ereignet sich.

Andererseits aber ist diese unbestimmte Musik eine ziemlich zerbrechliche Angelegenheit. Da das Gros der Zuhörer Cagescher Musik nicht wie »Wittgensteins Neffe« (Thomas Bernhard) von einem Konzert zum anderen reisen kann, ist es eher auf die Aufzeichnungen von Stücken angewiesen, auf Schallplatten und Tonbänder. Diese Wiederholbarkeit kann dazu führen, daß jedes undeterminierte Musik-Ereignis sich in eine Musik des Gedächtnisses verwandelt. In ein Objekt, das den Augenblick als Schnittpunkt linearer Zeitverläufe erscheinen läßt. Zeit wird wieder zur Uhrzeit, sie vergeht und läßt sich in eine Reihenfolge von Abschnitten einteilen, die der Dialektik von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unterworfen ist. Sie wird extensive Zeit, eine Zeit der Abfolgen vieler »Jetzt«.

Cages Musik hat sich aber von einer Zeit des »rechnenden Memorierens« befreit. Der musikalische Augenblick, der ins Spiel tritt, schließt Vergangenheit und Zukunft nicht aus, er liegt der Gegenwart wie der Vergangenheit und der Zukunft zugrunde. Die zeitlichen Dimensionen entfalten sich zugleich, keine von ihnen wird bevorzugt behandelt, so daß in solcher Vor-Zeit, Rück-Zeit das » .. Vergangene berufen ist, mit einem *Künftigen zu* koexistieren, welches (soviel ist immer sicher) niemals existiert hat ... « (Charles).

Das Vergangene und das Künftige sind nicht mehr Funktionen des Gedächtnisses, und das Ereignis, das als Faktum dem Vergessenen anheimfällt, kehrt wieder als Fiktion. Die Erinnerung wird zum Imaginieren gezwungen. Der Augenblick enthält gleichzeitig fiktive Vergangenheit und Utopie, vervielfältigt sich trotz seiner Einheit.

Cage ist sich bewußt, daß selbst seine unbestimmten Werke nach wiederholtem Hören einer gewissen Logik im Nachhinein unterworfen werden können. Nicht umsonst spricht er in Anlehnung an seinen Schachlehrer Marcel Duchamp davon, daß

man sich anstrengen müsse, die Unmöglichkeit des Erinnerns zu erreichen, selbst wenn die Erfahrung von einem Objekt zu dessen Kopie verläuft.

Im Zeitalter der Reproduktion, die alles standardisiert und alles wiederholt, ist der Kunst die Aufgabe zugefallen, uns davor zu bewahren, daß wir von den Lawinen identischer Objekte verschüttet werden. Jede Wiederholung muß aus diesem Grunde eine vollkommen neue Erfahrung einleiten. Der Raum zwischen Objekt und Duplikat sollte vergessen, dem Original nicht mehr Vorrang gegeben werden. Wiederholt bedient sich Cage eines Satzes von Rene Char: »Der Akt ist jungfräulich, selbst wenn er wiederholt wird.«

Damit redet er jedoch nicht der Anpassung an das Bestehende das Wort. Jene Maxime, soll vielmehr mit der Welt des Werdens bekannt machen, davor bewahren, die Realität als statisch anzusehen.

Cages »Musik der Wandlungen« möchte uns dem Fluß der Ereignisse, der Welt des Wandels näherbringen. Und das heißt eben nicht: alles, was uns umgibt, ist immer schon Kunst. Nicht die Vorstellung vom Leben als Kunst lenkt seinen Blick und sein Schaffen. Kunst ist ihm vielmehr Leben. Cages Musik verpflichtet uns zu nichts.

Töne haben kein Ziel, sie sind, und mehr nicht. Nichts ist intendiert außer: kein Ziel zu haben. Eine nomadische Welt, in der Musik unfreiwillig zu einer Teilnahme des Lebens an den uns umgebenden Klängen werden kann.

In diesen Tagen erscheint im Merve-Verlag, Berlin, ein Buch, das zum ersten Mal in deutscher Sprache Gespräche mit John Cage versammelt.

Konkret 10/84, S. 90

Helmut Höge

Bücher
Der Vogelsberg-Plan

Agentur Standard Text: Vogelsberg. Endlosroman, Rotbuch-Verlag 1984, 320 Seiten, DM 20,00

»2. Aug. Deutschland hat Rußland den Krieg erklärt. - Nachmittags Schwimmschule.« (Kafka, Tagebücher)

Bei diesem »Plan« handelt es sich um einen soeben im Rotbuch-Verlag erschienenen »Endlosroman«, genauer gesagt: um den ersten Teil eines solchen, denn das Autorenkollektiv, die »Agentur Standard Text«, hatte sich vorgenommen, eine Karte der Region »Vogelsberg« im Maßstab 1:1 zu erstellen, und man kann sich denken, daß ein solches Projekt nicht auf 320 Seiten (dem 1. Teil des jetzt vorgelegten Romans) zu bewältigen ist.

Die ursprüngliche Idee dazu geht wohl auf Borges zurück, aber schon der ließ seine »Kartographen« an diesem Maßstab scheitern. - Es wurde eine seiner kürzesten Geschichten; einige Fetzen von der Karte sollen immer noch in der Gegend herumfliegen, behauptet Borges. Dann griff Foucault die Idee auf. Ihm war der Maßstab 1:1 allererst ein epistemologisches Problem, und somit ging es ihm nicht um die *Utopie* eines vollkommenen Plans (ein Ort, den es nicht gibt!), sondern um die vollkommene *Atopie* der daran arbeitenden Kartographen (etwas, das keinen Ort hat!). Als nächstes versuchte Enzensberger eine Karte im Maßstab 1 - 1 zu erstellen - und zwar von der Bundesrepublik (»Transatlantik« hieß das Vorhaben, das immer noch so heißt!). Hierbei kam das Problem auf, daß zwar keine zwei Beobachter dasselbe sehen, man aber trotzdem nicht immer wieder dasselbe - wenn auch anders - bringen kann.

Ein nunmehr 4. Versuch - der Plan im Maßstab 1: 1 für den Vogelsberg, idyllisch zwischen Frankfurt, Fulda und, Gießen gelegen - entstand in dem Büro der Agentur Standard Text an dem Tag - ein mäßigwarmer Freitagnachmittag, um genau zu sein -, als Lester in das Arbeitszimmer seines jüngeren Bruders William reinplatzte und ihn vorm Bücherregal stehen sah, mit einem Bananenaufkleber an seinem erigierten Schwanz und ganz traumverloren in seiner Wichsphantasie von der Bananennummer mit dieser scharfen, wenn auch schon etwas älteren Latino-Braut, die dabei den Hut auf dem Kopf behält, ein riesenhaftes Obstarrangement von einem Hut, und dazu ihr wissendes ironisches Lächeln, Chiquita heißt sie, ihr Onkel arbeitet auf einem Bananendampfer, der 1. unter panamesischer Flagge segelt, na ja segeln ist vielleicht nicht das richtige Wort... der 2. nur noch von seinen schmutzigbraunen Farbanstrichen, es mögen mittlerweile 50 sein, zusammengehalten wird, wovon ihm im Trockendock bei Santa Lucia di Scopia jeden Winter eine neue Schicht verpaßt wird, ein Farbton übrigens, den Bananen nicht annehmen sollten, sie sind dann nämlich faul und ungenießbar, und 3. sind mit diesem Bananenschiff, das »Stellamare« heißt, unlängst einige junge Bananenpflanzen nach Bremen gelangt. Vom Schuppen 17 brachte man sie zuerst auf den Fruchthof hinterm Überseemuseum, von dort aus kamen sie in eine Fleurop-Filiale auf den Ostertorsteinweg. Hier kaufte sie ein gewisser Mäck, der sie seinerseits einer gewissen Patris schenkte, die sie ihrerseits in ihren Wohnwagen stellte, natürlich in Blumentöpfe, die randvoll mit saftigem schwarz-brauenem Humus gefüllt waren. Mit dem Wohnwagen fuhr besagte Patris dann in Richtung Südwest, auf etlichen Umwegen, versteht sich, denn mit einem Wohnwagen schnurrt man keine Autobahn runter, sondern man sieht die Bananenpflänzchen wachsen, während man sich immer weiter entfernt.

Kurz und gut, in Birstein/ Oberhessen war ihre Reise erst einmal zu Ende, und die Bananenpflanzen kamen statt in einen größeren Topf in ein Gewächshaus, weil Patris sich nicht mehr so richtig um sie kümmern konnte. Sie hatte einen Job als Avon-Beraterin angenommen. Im Gewächshaus gediehen die Pflanzen ganz prächtig, Kurt der Gärtner hatte nämlich das, was man im Englischen einen Green Thumb nennt, und bald reiften schon die ersten Bananen, groß wie Gurken, mit einem tollen Aroma, wie Susi sagen würde, die in einer Frankfurter Werbeagentur arbeitet. Kurz darauf gab es überall schon Bananen zum Frühstück. Dann auch zum Mittag. Bananenaufläufe, pürierte Bananen, Bananenomeletts, Bananensandwiches, Bananenwürfel, die seit der Ernte mit wildem Honig und Muskatellerrosinen zu Bananenmet vergoren sind, dazu Bananenkreplach, nach einem Rezept, das Moses leicht variiert von seiner Mutter im Taunus per Telefon bekommen hat, usw.

Während man zusammensitzt und diese Köstlichkeiten verdrückt, erzählt Eva einen, na was wohl? einen Bananenwitz natürlich! Einen wahren DDR-Bananenwitz, genauer gesagt, aus dem Friedrichsfelder Zoo in Ostberlin. Er spielt im Schimpansenhaus, und man muß vorausschicken, daß in der DDR die Bananen zwar ausgesprochen Mangelware sind, Kostbarkeiten geradezu, aber nicht bei den Schimpansen im Zoo, die Schimpansenkäfige sind regelrechte Bananeninseln des Überflusses dort, Südseeparadiese der Üppigkeit. Und jetzt die Besucher, die Kinder vor allem, ganze Schulklassen - schauen sie sich nun die Schimpansen an, wie sie ungeniert all das tun, was den jungen Menschen auch in der DDR verboten ist, oder was? Da! Guck mal: Grad hat der kleine Schimpanse da hinten versucht, seine Mutter a tergo zu vögeln, und dort auf dem Gummireifen ohne Profil hat ein anderer Schimpanse einen auf einem weiteren Gummireifen sitzenden

Schimpansen zwei Finger in den Arsch gesteckt und riecht jetzt daran. Die Kinder vor der Glasscheibe können sich nicht sattsehen. Am spannendsten scheinen sie den alten Schimpansen auf der Schaukel zu finden, der eigentlich nichts weiter tut als genüßlich eine Banane aufzuessen. Ach deswegen?! Natürlich! Klar! Schließlich merkt auch der alte Schimpanse, was los ist, gemächlich geht er an -die Glasscheibe, die von den hochinteressierten Kindern schon ganz beschlagen ist, nimmt die Banane und drückt sie gegen die Glasscheibe, so wie man eine Zigarette ausdrückt. Langsam rutscht der Haufen Bananenmatsch die Scheibe runter und in das Sägemehl auf dem Käfigboden, wo er sich mit Schimpansenscheiße vermischt. Etliche Kinder in der ersten Reihe fangen an zu weinen. »Das ist aber eine gemeine Bananengeschichte, Eva!«, meinen einige, und nehmen noch einen Schluck Bananenmet aus schäumenden Bechern. »Zum Nachtisch gibt's geröstete Bananen flambiert, mit altem Brandy von Wuschels Vater«, flötet Klaus aus der Küche. »Ahhhh!« ruft alles entzückt, darunter auch einige, denen schon bei dem bloßen Wort »Banane« mittlerweile übel wird.

Gottseidank kommt man später wenigstens auf Zucchinis zu sprechen. Eine Landkommune in der Nähe hat einen ganzen Morgen davon angebaut und sucht jetzt nach Absatzmöglichkeiten. »Nein, bitte!« fast flehentlich, »bitte jetzt keine Zucchini-Geschichten mehr!« Zwei von den Bananenfressern, die sich heute abend alle in Kurts Wohnung versammelt haben (eigentlich nur, um sich dort den neuen Film von Woody Allen reinzuziehen), züchten Schafe, es sind also Schäfer. Und natürlich fragt man sie früher oder später, ob sie auch am letzten Sonntag die Predigt des Unterreichenbacher Pfarrers Möbius gehört haben, was sie verneinen, und weswegen man ihnen davon berichten muß; der Pfarrer hatte nämlich wieder einmal die sodomistischen Praktiken der diversen Großviehzüchter in seiner Gemeinde angeprangert, will sagen: abgekanzelt, insbesondere die der Schäfer, die anscheinend nach wie vor... denn wo Rauch ist, muß ja wohl auch Feuer sein... Genug einstweilen, ich wollte nur kurz an einem Beispiel einmal verdeutlichen, wie der Maßstab-I:1-Wahn in dem Vogelsberg-Buch zustandegekommen ist - quasi wie von selbst also. Und natürlich darf man auch nicht mit Kritik sparen in einer Rezension des Buches. Was die Wahrnehmungen und den Stil betrifft, so versuchten die Autoren da aus dem Werk Thomas Pynchons wie aus dem Vollen zu schöpfen, mit mäßigem Erfolg - leider: Dort wo Pynchon ausschweifend, delirierend und farbig wird, fangen die Autoren des Vogelsberg-Buches an zu stottern, genauer gesagt: in eine ärmliche Syntax zu fallen, die Zeilen strotzen vor Füllseln (und dabei soll die Lektorin ihnen schon Tausende davon eliminiert haben, hört man, das muß ja furchtbar gewesen sein!). Ein weiterer Schriftsteller, der von der Agentur schamlos ausgebeutet wurde, ist Jörg Schröder vom März-Verlag, der nicht rein zufällig auch im Vogelsberg wohnt. Aber die geniale Schrödersche Wut reichte bei den Autoren nur zu seichter Gehässigkeit, und selbst die haben diese Harmonisten noch durch alberne Witzchen zurückzunehmen versucht. Sie stehen eben immer noch mit einem Bein in der Betroffenen-Literatur. Igitt! Und einige Gary- und Kafka-Plagiate haben sich auch noch eingeschlichen, nicht wahr?! sagt die Frauengruppe Saarbrücken.

Mit Kritik am Vogelsberg-Buch reagieren auch die wirklich davon Betroffenen, die darin Erwähnten. Die Bananen-Orgie (das wurde es nämlich im weiteren Verlauf des Abends, ich habe das nur vergessen zu erwähnen!) sei falsch darin dargestellt worden, es wäre alles ganz anders gewesen, außerdem hätte Lesters kleiner Bruder nie einen Bananenaufkleber an seinem Schwanz gehabt, und Moses kann Kreplach nicht ausstehen, nimmer würde er diese Speise selbst zubereiten, mit der ihn seine Mutter jahrzehntelang gequält hat, und dann auch noch mit Bananen, seid ihr denn völlig meschugge?! So in etwa lief die Kritik. Einige wollten überhaupt nicht in dem Buch vorkommen, andere wiederum waren schlichtweg vergessen worden - so z. B. Magnus von Kühlmann-Stumm, der einen adligen Saufclub gegründet hat, das Vereins-Emblem ist eine geschwollene Leber in Gold. Magnus säuft nicht mit Bürgerlichen (erst recht nicht mit Kleinbürgerlichen) - die werden dabei entweder aggressiv oder sentimental, behauptet er. Man muß ihm recht geben, wenn man mal drüber nachdenkt.

Von den Rezensenten kritisierten welche den »drögen Stil« (z. B. Pieke Biermann), andere nahmen es der Agentur übel, daß sie nicht als ein oder mehrere Individuen gezeichnet haben, so daß sie sich darauf beschränkten, nur nach den »hinter der Agentur sich versteckenden Autorennamen« zu forschen, bzw. was diese Rezensenten eben so »forschen« nennen: rumtelefonieren. Dabei stöberten einige von ihnen derart magere Informationen auf, daß sie die Rezension ganz bleiben ließen (z. B. Schultz-Gerstein), andere räsonierten ausschließlich und tiefsinnig über ihre eigene Rumtelefoniererei (z. B. in der FAZ). Enttäuscht war auch die Stalin-Fraktion in der Berliner Donaldisten-Fraktion (ein paar Historiker mit einer seltsam glühenden Leidenschaft für den Anarchismus), sie hatten sich mehr davon erwartet als nur ein Dutzend abgestandener Duck- und Düsentrieb-Witze, die noch nicht einmal alle aus der Barcks-Periode stammten. Immerhin fanden sie wenigstens das Anfangskapitel ganz brauchbar (das mir nun wieder überhaupt nicht gefällt), in dem aufgelistet worden ist, welche Bedeutungen der Vogelsberg für wen alles hat.

Das Oszillieren zwischen Vogel- und Frosch-Perspektive, darauf kam es den Autoren natürlich an, aber da oszilliert nichts, und das wird sich auch wohl in den folgenden Bänden kaum ändern, in denen ihnen zu allem Übel auch noch das Scheitern (am Maßstab 1:1) bevorsteht. (Hoffentlich werden sie bis dahin genügend Honorar eingestrichen haben, um sich auf besagtem Bananendampfer dann einzuschiffen). Scheitern werden sie deswegen, weil, was sich in der Geographie ganz leicht ausnimmt, im literarischen Bereich mehr als verzwickt ist (und wieviel mehr erst im wirklichen Leben!) - nämlich einerseits der vertikalen Entfernung der Ironie zu folgen und andererseits *zugleich* mit der Schwerkraft des Humors sich bis

auf das Schwarze unter dem Fingernagel fallen zu lassen. (Ich erinnere hier nur an Bertold Brecht, der eine kleine, äußerst komplizierte Maschine auf seinem Schreibtisch stehen hatte, mit der er sich kleine Dreckkügelchen - manchmal auch Popel - unter seine Fingernägel stopfte.)

Das war schon geschummelt, hinzu kommt in diesem Fall jetzt noch, daß man nicht einfach von einer Klasse in eine Region springen kann, wie von einem Abenteuer in das nächste. Im besten Fall kommt dabei das raus, was ihnen schon Jörg Schröder prophezeit hat, daß die Agentur sich diese öde, blöde Gegend »Vogelsberg« nur vergoldet, für die sich nun wirklich niemand interessiert - außer einigen Friedensaktivisten, die dort mit Menschenketten amerikanische Panzerketten zum Stoppen bringen wollen und die deswegen mehr Solidarität, mehr ernsthafte Würdigung ihres halsbrecherischen Unternehmens von den Autoren verlangen, welche sich nur dann für irgendein politisches Engagement in der Region zu interessieren scheinen, wenn sich da eine Geschichte rauslutschen läßt. Nein, es muß natürlich nicht unbedingt eine Bananengeschichte sein (obwohl »Zwanzig Ledernacken rutschten auf einer Bananenschale aus!« nicht schlecht für den Anfang wäre!), aber mittlerweile ist ihnen schon jede Geschichte recht (wahrscheinlich sitzen ihnen die Drucktermine bereits im Nacken!).

»Wir haben Wichtigeres zu tun, als uns Geschichten auszudenken!« schimpft Bauer Marquard aus Bobenhausen beispielsweise, dreht sich um und fährt mit seinem Mähdrescher aufs Feld. Schön und gut, aber was läßt sich übers Mähdreschen und über Getreide noch groß erzählen, was noch niemand weiß... »Mir doch egal, geht doch dahin, wo der Pfeffer wächst!« Keine schlechte Idee an sich (auch wenn schon H.C. Buch laufend damit angibt), aber was machen die Vogelsberg-Autoren da draus? In epischer Breite berichten sie vom Pfefferanbau im Vogelsberg. Hat man schon mal etwas derartig Hirnrissiges gehört? Roter Pfeffer auch noch. Die ganze Region befindet sich in einem einzigen Cayenne-Rausch. Man nennt es dort »Rotes Gold«. Aber natürlich will niemand außerhalb des Vogelsbergs das Zeugs haben, die Lagerkapazitäten der Genossenschaften quellen über. Schon bei Windstärke 3 laufen alle mit tränenden Augen herum, der Pfeffer brennt nämlich wie verrückt und dringt durch alle Ritzen, und wenn man sich die Augen reibt, juckt es erst recht... So in etwa geht es weiter. Seitenlang. Nein, ihr Leute von der Agentur Standard Text, so geht das natürlich nicht, das ist Betrug am eigenen Maßstab, etwas mehr Ehrfurcht vor dem Faktischen, bitte! Wir wollen Geschichten hören, die dem wirklichen Leben abgelauscht worden sind. Wenn der Vogelsberg dafür nichts hergibt, Herrgott, dann versucht es doch mal in der Rhön oder im Spessart oder sonstwo, das ist doch nicht unser Problem, macht, was ihr wollt, aber behelligt uns nicht mit euren Scheißproblemen! Das ist ja wohl das Letzte!

Erst waren es Solidaritätsprobleme, dann Organisationsprobleme, darauf folgten Beziehungsprobleme, und jetzt sind es Schreibprobleme. Diese Linke kommt immer mehr auf den Hund, apropos, haben sie heute schon slotergedijkt? Was wird sie uns als nächstes präsentieren? Absatzprobleme wahrscheinlich! (Was soll ich heute abend bloß anziehen? Die hochhackigen Schwarzen mit der goldenen Schnalle an der Seite oder die rosa Pumps?). Aber wir sprachen von Literatur, in diesem Fall vom Vogelsberg-Buch, das bis jetzt noch keine Absatz-Probleme hat. Aber das wird sich ändern, sobald es sich nämlich herumgesprochen hat, daß es sich dabei in Wirklichkeit um eine »Kritik des Vogelsbergs« handelt. Mein Gott! Erst »Gärtnern ohne Gift«, dann »Backen ohne Ei«, schließlich »Meditation ohne Krampf« (alles bei 2001), und jetzt auch noch eine mehrbändige Mittelgebirgskritik (bei Rotbuch). Das hat uns gerade noch gefehlt.

Konkret 10/84, S. 94

Peter Gente

Kiosk für Reisende

Zeitschriftenschau

Fangen wir bei A an. Da ist ACTUEL. In Paris erscheinend und von Journalistenprofis gemacht, die als rasende Reporter die Welt umreisen, die Nase im Wind. Ihr Vorbild: der amerikanische Neue Journalismus: reißerisch, grausam, modisch, snobistisch, witzig. Weder moralisch noch pädagogisch, mit Spürsinn eigene Themen erfindend. Auflage ca. 350.000 Ex., monatliche Erscheinungsweise, Layout großflächig, farbig, oft kopiert und nie erreicht, ein Fotojournalismus mit Spitzenqualität. ACTUEL greift nicht vor, sondern überläßt seinen zumeist jungen Lesern das Urteil. Eine der letzten Nummern bringt zum Thema »100 Jahre Kokain« die Titelgeschichte: »Sigmund Freud, das Unbewußte, das zuviel sniffte«. Freud war bekanntlich einer der Entdecker dieser Droge. Vier amerikanische Buchautoren wollen nun nachweisen, daß Freud ein »Kokainomane war, ein lasterhafter Mensch, impotent und paranoisch, ein Ideenklauer und sogar ein ... « Mehr sagen wir hier nicht, mehr in ACTUEL Nr. 56 vom Juni 1984.

(33, rue du Fg-St-Antoine F 75011 Paris)

Bleiben wir bei A. ALFABETA, gibt sich als allgemeine Rezensionszeitschrift für Leser mit enzyklopädischen Interessen. Gemacht in Mailand von einer Intellektuellengruppe, Schriftstellern und Uniprofessoren wie Umberto Eco, Nanni Balestrini, Italo Calvino, Bonito Oliva u.a., die sich seit 20 Jahren austauschen; rege, lebendig, alles andere als ein Veteranenverein. Sparsam im Umgang mit Fotos und Reklame, vorherrschend Schrift, aber dezent elegant, wie alles was italienisch daherkommt. Erfreulich offen in der Kombination und Montage von Themen: Heiner Müller und J.F. Lyotard, Heidegger und Calvino, Agatha Christie und Paul Henle. In einem Artikel wird zugleich über Biokybernetik, Archäologie und einen Roman oder über Ökonomie, Lyrik, und Architektur geschrieben, und daraus ergeben sich überraschende Perspektivierungen. Den deutschen Feuilletonrezensenten zur Lektüre empfohlen.

(via Caposile, 2, 1 20137 Milano)

ELASTE, ein neues Blatt für modebewußte junge Leute, kommt aus der Art-director-Szene. Themen: Mode, New Wave, Foto, Layout, Musik. Andy Warhol für die achtziger Jahre. ELASTE bringt gern interessante Interviews. Letzte Nummer (10), letzter Schrei: Psychodelicpunk. Interviews mit Jack Nickolson, Amanda Lear, Human Leage, Psychic TV. Leitartikel: »Trau keinem zwischen 8 und 60.«

Bilanz: eigener Stil und wach. *(Gewürzmühlstr. 17, 8 München 22)*

Thematik Nr. 1 der offiziösen BRD-Kultur von links bis rechts: Mythos, Aufklärung, Moderne . und Postmoderne (wo Philosophen und Architekten streiten, ohne sich zur Kenntnis zu nehmen), Post-, Prä- und Neostrukturalismus, Krise des Marxismus. Gegenwärtiges Zentralorgan des postideologischen Zeitalters ist der MERKUR. »Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken«. Nach dem Chef der FAZ-Literaturseite, dem Londonkorrespondenten mit dem Herz für Punks, nun also der Germanistikprof. und Merkur-Herausgeber Karl-Heinz Bohrer. Man ist auf einiges - gespannt.

Hier weiß einer, was er will. Er geht sehr umsichtig vor, verpackt die Themen so, daß sie innerhalb der Zeitschrift selbst ihre Explosivität wahren, Beispiel: »Intensität«.

(Nr. 426, Juni 84, Sonnenstr. 10, 8 München 2)

Echt alternativ und sympathisch: »ULCUS MOLLE« erscheint im 14. Jahrgang in Bottrop und ist das Underground-Blatt, das am umfassendsten über Alternativlyrik, Astrologie, Landwirtschaft, Drogen, Theosophie, Szene berichtet und in dem es immer etwas zu entdecken gibt, weil »Bibi« Wintjes, der Herausgeber, auf alles Abgelegene ein Auge hat. Gute Kataloge.

(Böckenhoffstr, 7, 4250 Bottrop)

Aus Frankfurt kommt etwas Erfreuliches, WOLKENKRATZER, ein überregionales Art-Journal.

Es überrascht der Horizont: Glenn Branca, Bob Wilson, die Andere Avantgarde in Linz (»eine dreiteilige Perspektive auf etwas um einen anderen Begriff, der immer wieder nichts bezeichnet«), Donald B. Kuspit, ein alter Bekannter aus dem DISKUS, über den neuen deutschen Expressionismus. Ausführliche aktuelle Berichterstattung, medienübergreifend, Sensibilität für Qualität, Themen und Einsätze.

(Meisengasse 28, 6 Frankfurt/M)

Konkret 10/84, S. 95

Eberhard Hübner

Bücher
Katastrophen-Heil

Hans-Jürgen Heinrichs: Die katastrophale Moderne. Endzeitstimmung, Aussteigen, Ethnologie, Alltagsmagie, Qumran-Verlag, Frankfurt und Paris, 1984, 157 Seiten, 18 DM

»Derselbe Smog, der am 17.1.1979 im Ruhrgebiet als alarmierend gesundheitsgefährlich bezeichnet wird, strömt genau in derselben Menge auch an jedem anderen Tag aus, aber er verfliegt bei 'günstiger Wetterlage'. Nur wenn der Himmel kurzfristig 'dicht macht', können wir ersticken. Trost ist, wie in allen vergangenen Zeitaltern, auch wieder nur bei geöffnetem Himmel zu finden. 'Macht hoch die Tür, die Tor macht weit...'« So kurz nur der Schritt von der Wetterkarte zur Erscheinung des Herrn? Und auf dem Nürburgring finden allsonntäglich atavistische Reinigungsriten statt? »Der Helm als Maske wird beim Rennfahrer noch stärker zum Element eines Rituals: vom Sich Versenken in das Innere des Rennwagens über die Jagd bis zum Aussteigen als einem Akt der Wiederauferstehung.«

Nein, solche Beispiele überbeanspruchen meinen guten Willen zum Verständnis. Da buchstabiert sich jemand die Wirklichkeit schon so zurecht, daß er gar nicht mehr groß begründen muß, was er über sie denkt. Ich bin also mißtrauisch, obwohl Heinrichs die Absicht seines Buches ganz vorsichtig formuliert. Es geht ihm um ein »ethnologisches Beschreibungsmodell«, nicht für wilde Völker, sondern für die eigene Zivilisation. »Hinter der Fassade des Rationalen, Technischen und Modernen« will er die »magischen und pseudomagischen Verhaltensformen« der Menschen sichtbar machen, und das mit weitausgreifendem Ziel: »Magie und Alltagsmagie sind Bausteine für eine Theorie der Moderne.«

Das klingt nach einem Kapitel zur Dialektik der Aufklärung. Daß die moderne wissenschaftliche Vernunft sich eigentlich in archaische Unvernunft gewandelt hat, hatten ja schon die Kritischen Theoretiker behauptet. Seitdem aber, so Heinrichs, hat sich nicht nur die Endzeitstimmung, das Bewußtsein der drohenden Apokalypse ungeheuer verbreitet, die endgültige Katastrophe ist als Atomkrieg und Umweltvergiftung zum ersten Male auch real möglich geworden.

Was gegen die Gewalt der Natur schützen sollte, hat sich selber als zerstörerische Gewalt viel größeren Ausmaßes entpuppt. Und genauso wie am Anfang der Zivilisation greifen die Menschen auch heute angesichts der drohenden Katastrophen zu den archaischen Tröstungen, zu Magie, Zauber und Beschwörung. Vorrationale Verhaltensweisen werden massenhaft; und die Wissenschaft selber, die einst die Magie abgelöst hat, wird als magische Beschwörungsformel benutzt: wenn die Katastrophen schon nicht zu verhindern sind, so lassen sie sich wenigstens genau vermessen und in ihrer Wahrscheinlichkeit exakt erfassen.

Was die Statistik erst einmal abgesteckt hat, kann so schlimm doch nicht sein. Ein »meltdown« in zehntausend Reaktorjahren, höchstens 100 Millionen Tote bei einem begrenzten Atomkrieg: die Zahlen suggerieren Kontrolle, bannen das unbegreifbar Schreckliche in den geläufigeren Dimensionen der Berechenbarkeit.

In solchen Detailanalysen hat das Buch seine besten Stellen. Daß mit dem Begriff der Magie aber ein Nerv der Moderne getroffen sein soll, kann ich nicht nachvollziehen. Zu wenig wird darauf verwiesen, wie sehr magische Rudimente die Geschichte der Zivilisation immer schon durchzogen haben. Und zu sehr folgt mir Heinrichs' Modell dem Klischee von der Kultur, die am Ende wieder zur Urhorde zurückkehrt; das ist geschichtslos gedacht. Allerdings scheint der Autor selber seinen Kategorien zu mißtrauen. In die Beschreibung der modernen magischen Praktiken schleichen sich auch Sätze wie diese: »An die Stelle des hochdifferenzierten magischen Beschwörungssystems... ist in der Moderne die magische Geste getreten... Damit büßt die Magie ihre sozial definierte Rolle ein. «

Die Magie auf die magische Geste reduziert: das nimmt dem Begriff jede Präzision und Verbindlichkeit, macht ihn zum Synonym für irrationales Verhalten schlechthin. Ethnologische Begriffe, gewonnen an Kulturen, in denen der einzelne in feste gesellschaftliche Formationen eingebunden ist, müssen in der Übertragung auf die heutige Situation zwangsläufig ihre Bedeutung verändern. Sie werden zu Metaphern für Sachverhalte, die den alten ähnlich sind, aber doch besser psychologisch oder soziologisch zu beschreiben wären. Hinter dem Versuch, die Moderne trotzdem mit ethnologischem Vokabular zu deuten, vermute ich den resignierten Wunsch danach, sie möge vielleicht gar nicht stattgefunden haben. Das ist Sehnsucht nach Eindeutigkeit, wenn auch im Negativen: die Moderne auf Katastrophe und Magie beschränken, heißt, sie abgeschrieben haben, ihr keine Hoffnung mehr gönnen.

Konkret 10/84, S. 98

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Deutschstunde. Der Schriftsteller Siegfried Lenz hat im ersten Programm gesagt, daß diese Frage oder Antwort oder Äußerung oder irgendwas

weitgehender

sei. Am naheliegendsten wäre es, dem vielversprechendsten Autoren zu empfehlen, auch der weitgereisteste zu werden, was er aber aus nächstliegenden Gründen weitestgehend nicht verstünde.

Seit der »Spiegel« in wörtlicher Rede wiedergab, was Chruschtschows Schwiegersohn im Flugzeug, zweitausend Meter über dem Rhein, durch den Kopf gegangen war, werden immer wieder neue Rekordversuche gewagt. Letzte Woche trat die »Bild«-Zeitung an:

Honeckers Politbüro war für Dienstag früh zusammengerufen. Westliche Geheimdienste: Alles war klar; von den 21 Mitgliedern wollten nur drei gegen seine Reise stimmen - Verteidigungsminister Hoffmann (73) Stasi-Chef Mielke (76), ~A~' Bezirkschef Naumann (55). Plötzlich, mitten in der Nacht zuvor, klingelte bei Honecker zu Hause das Telefon: Moskau pfiff ihn zurück! Morgens trat er vors Politbüro: »Ich reise nicht!«

Ein Originalzitat. Der kleine »Bild«-Mann im Nachtgewand des Staatsratsvorsitzenden ließ die Rekordhalter an Hamburgs Dovenfleet-Street nicht ruhen. Ganz anders sei es gelaufen, berichtete der »Spiegel« am Montag darauf, nämlich so-

Honecker, der bis dahin versucht hatte, aus Moskau ein klares Wort zu seiner Westreise zu erreichen, intervenierte beim Sowjetbotschafter in Ost-Berlin, Wjatscheslaw Kotschemassow. Der fuhr nach Moskau, wo am 30. August erstmals ‚seit sieben Wochen wieder das Politbüro unter Konstantin Tschernenko tagte. Der Diplomat kam mit der Weisung zurück, seine Oberen befürworteten die Reise »derzeit« nicht.

Eine technisch einwandfreie Übung bis dahin, sogar Wjatscheslaw Kotschemassow war richtig geschrieben, das Politbüro hatte tatsächlich getagt und Tschernenko war dabeigewesen. Selbst im Land der Pressefreiheit, den USA, hat gegen so erdrückende Indizien noch kein Nigger einen Prozeß überlebt. Moskau hatte also nicht nachts gepfiffen, sondern am hellichten Tag gequengelt. Oder?

Ein schlankes Njet war das nicht. Doch Honecker war klar. Gegen das Veto aus Moskau könnte er nur noch fahren' wenn die Bonner ihm vorweg ein wenigstens bescheidenes Gastgeschenk zusagten.

Bei diesem dreifachen Auerbach-Salto in die Sitzpirouette war eine leichte Unsicherheit zu beobachten: Ein Veto, das kein schlankes Njet bedeutet - das gibt mindestens zwei Zehntel Punktabzug. Der Rekord war dahin, enttäuscht drehte der »Spiegel« ab und setzte sich vollends auf den Arsch:

Der Kanzler hatte sich längst in aller Öffentlichkeit selbst festgezurrt: Zugeständnisse beim deutsch-deutschen Status quo werde es nicht geben; er wollte auch nicht - wie Honecker – über Abrüstung, sondern vor allem über Umweltschutz reden. Daß ihm das zuwenig sei, hatte Honecker immer wieder signalisiert.

Honecker sollte nicht bekommen, was er immer wieder, lange vor Kotschemassows Heimreise, verlangt hatte, und deshalb kam er nicht. Das Puzzle mit dem Archivmaterial, die Qualen der Schlußredaktion mit Wjatscheslaw und Kotschemassow, das stilistische Bemühen um schlanke Njets und fette Vetos - alles vertan.

Rettet dem Dativ! sagten sich die Umweltschützer und machten einen Aufkleber:

Stop den Müllbergen

Ich aber sage euch: Wehret die Anfänge! Recyclet dem Umweltschutz!

Sisyphus. Man kann der »FAZ« sagen, was man will; es geht ihr beim Reißmüller rein und beim Maetzke wieder raus:

Trotz beinahe vollständigen Mangels an Anhalts- und Verknüpfungspunkten muß über die Ablösung des sowjetischen Streitkräfte-Stabschefs nachgedacht werden.

Es ist dies sozusagen ein Kommunis-Muß, eines von 66 Zeilen, deren letzte lauten:

So gäbe die Orgakow-Ablösung einen Sinn. Aber sie so zu deuten, mag geradesogut falsch sein.

Das ist es, Maetzke. Fragen Sie Reißmüller.

Der Bundeskanzler sprach auf der Kundgebung des Bundes der Vertriebenen zum »Tag der Heimat«:

Was ist Heimat? Heimat, dies ist ein in keine andere Sprache übersetzbares deutsches Wort. Heimat ist der Ort oder das Land, wo man geboren und aufgewachsen ist. Dazu gehört die Bindung an Werte und die urtümlichen Lebensformen unserer Heimat. Heimat ist hergeleitet vom Wort Heim, von Haus und Hof, von Erbe und Eigen. Heimat gibt Antwort auf die Fragen: Wer bin ich, woher komme ich, wie wurde ich zu dem, der ich bin?

Laß die Engländer home, sweet home sagen, so oft sie wollen - Kohl wird Anthropologen, die in viertausend Jahren die Frühgeschichte im Zweistromland zwischen Dnjepr und Gonsbach erforschen, zur Verzweiflung treiben. Wer war er? Urtümliche Lebensform, hergeleitet aus Erbe und Eigen. Woher kam er? Vom Oggershof in Oggersheim im Memelland? Wie wurde er zu dem , der er war? Dafür gibt es kein in eine andere Sprache übersetzbares Wort.

Ein Thomas Rugo will »gemeinsam mit dem Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn« ein Buch machen,

zu welchem ich eine Reihe von Persönlichkeiten der Bundesrepublik und der DDR um Mitarbeit bitten möchte, so auch Sie. Zum Thema.- Das Leben jedes Einzelnen von uns wird, nach meiner Auffassung, immer stärker von Kräften bestimmt, die außerhalb seiner Person liegen. In vielen Bereichen lehnen sich diese Menschen gegen diese Fremdbestimmung auf.... Nun meine Bitte an Sie: Ihren Beitrag zu diesem Buch stelle ich mir als kurzen Bericht vor, welche Möglichkeiten des Einzelnen etwas zu tun Sie erfahren haben, oder wie Sie darüber denken. Das sollte sich, muß es aber nicht, auf das Verhältnis BRD - DDR beziehen. Auf Ihre Mitarbeit hoffend schließe ich mit freundlichen Grüßen

Anlage.- Liste der angeschriebenen Persönlichkeiten

Da steht, zwischen Bahro, Beitz, Biedenkopf, Bölling, Nell-Breuning, Enzensberger, Gaus und Gruhl, Habermas, Lindenberg, Richter, Schily, Schmidt (Helmut), Strauß, Weizsäcker (Richard), Weizsäcker (Carl Friedrich), Wehner, Christa Wolf auch ein Hermann L. Gremlitza, offenbar eine Persönlichkeit des Kulturlebens, der ehrenhalber eines der drei T aus Titel, Thesen, Tarifrente verliehen worden ist. Seit Jahren habe ich an keiner öffentlichen Veranstaltung mehr teilgenommen, auf keinem Podium gesessen, kein Interview gegeben, nichts Schlimmeres getan als einmal im Monat eine Kolumne und diese Seite zu schreiben. Ich darf also annehmen, daß der Thomas Rugo und all die anderen, die Woche für Woche den Wunsch äußern, ich möge mich an einer Anthologie und sonstigem Unfug beteiligen, von daher meinen Namen kennen, jedenfalls so ungefähr. Das hat sie nicht abgeschreckt. Vielleicht sollte ich, im elften Jahr, dafür sorgen, daß ' fühlen wird, wer nicht lesen kann, indem jeder, der eine Persönlichkeit mit tz bittet, einen kurzen Bericht über die Möglichkeiten des Einzelnen in einer Zeit immer stärker von außerhalb seiner Person bestimmter Kräfte mit freundlichen Grüßen erhoffen zu dürfen, die innerhalb meiner Person liegenden Kräfte ganz ohne Metaphorik zu spüren bekommt.